Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zweiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 4 Marburg i. H., den 23. Januar 1908

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Leben und volle Genüge — Die letzten Dinge. Erste Hälfte — Ludwig Windthorst als religiöse Persönlichkeit -- Ein nobile officium (Christliches Kunstblatt) — Zur Frage des preußischen Wahlrechts — Religion und Kirche auf Island. 3 — Verschiedenes: Amiel und Kierkegaard; Ibsen als Norweger und Europäer (Dresdner); Vulkanische Menschen (Vorwerk); Die Schwester Gertrud (Knöckel); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Leben und volle Genüge

Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen. Joh. 10, 11.

Man spricht in unseren Tagen viel von „persönlichem Leben". Es ist, als wäre uns in der Persönlichkeit ein neues Ideal aufgegangen und als wäre damit zugleich auch das Geheimnis aller Religion ausgesprochen. Religion heißt: persönliches Leben haben.

Tatsächlich ist mit dem Worte Persönlichkeit, solange es nicht zur hohlen Phrase erniedrigt wird, viel, sehr viel gesagt. Es ist etwas Köstliches, wenn ein Mensch zu persönlichem Leben erwacht, wenn ihm der in ihm selber liegende Gedanke Gottes aufgeht, und er nun den Mut und die Freudigkeit findet, ganz er selbst zu sein und sein eigenes Leben zu leben. Das kommt in unsern Tagen selten vor. Darum reden wir auch so viel davon. Etwas so Rares und Hohes ist „persönliches Leben".

Und doch, sollte damit wirklich das letzte Geheimnis der Religion ausgesprochen sein? Haben wir nie die Tragik verspürt von der Unzulänglichkeit alles irdisch-menschlichen Seins, auch wenn es seine besten Möglichkeiten entfaltet hat? Haben wir nie gesehen, daß auch Menschen mit starkem persönlichem Leben, daß Persönlichkeiten doch das Leben und die Genüge nicht fanden, nach denen ihr besseres Ich sie ausschauen hieß? Hat es in uns selbst nie nach einem Leben gerufen, das alle irdisch-zeitlichen Schranken zerbricht und wirklich volle, ganze Genüge bietet?

Ja, wir Menschen wollen ewiges Leben, und es wäre traurig, wenn die Seltenheit persönlichen Lebens in unserm Geschlechte uns veranlassen sollte, unser religiöses Ziel niedriger zu stecken, als es gesteckt werden muß. Das Geheimnis der Religion liegt nicht in dem Worte: persönlich, sondern in dem Worte: ewig.

„Ewiges Leben" — aber wo finden wir das? Wer reißt uns heraus aus den Schranken unseres Irdisch- und Zeitlichseins? Nun, es ist Einer da, der sich selber anbietet: „Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen." „Leben und volle Genüge" — gerade das, was deine besten Stunden dich suchen heißen, gerade das und nicht weniger. Denn er meint „ewiges Leben". Das bezeugt Alles, was er sonst gesagt hat.

Aber wie kann er dieses Leben verheißen? Nun, wenn er Deinesgleichen wäre, wenn sein Lebensmaß über das deine nicht unendlich hinausginge, dann wäre sein Wort lächerlich, gerade so lächerlich, wie wenn ein Grashalm den anderen mit sich emporziehen wollte. Aber eben weil er „das Leben" selber sein will, weil er über dir zu stehen beansprucht wie die Sonne über dem Grashalm, darum kann er dir „Leben" verheißen — wenn du glaubst an ihn. Ja, glauben sollst du an ihn, aufsehen, dich hinstrecken zu ihm, die Hände erheben zu ihm und aus redlicher Seele heraus wollen und beten: „Herr, hilf mir", emporwachsen an ihm wie die Rebe am Weinstock, emporstreben ihm entgegen und zu ihm hinauf — das ist Glauben an ihn. In diesem Glauben soll dein Lebenshunger sich stillen, da soll Etwas werden in dir, für das dir auch vor dem Tode nicht zu grauen und zu bangen braucht, vor dem Tode, dem großen Probierstein des Lebens und seiner Echtheit und Werthaltigkeit. „Wer an mich glaubet, der wird nimmermehr sterben."

„Leben und volle Genüge." Legst du Wert auf dieses volle, ganze, ewige Leben, willst du „die Genüge" haben, nach der deine Seele schreit? Dann „glaube an den Herrn Jesum Christum," aber wohlgemerkt an „den Herrn". Der Glaube an Deinesgleichen müßte dich innerlich verzerren und deine Seele einschrumpfen machen. Aber wer an „den Sohn" glaubt, der hat das ewige Leben.

J M

Die letzten Dinge

1. Die Bedeutung der „letzten Dinge" für das religiöse Leben überhaupt

Eine Lehre von den letzten Dingen gehört zu jeder Religiosität, die sich über sich selbst klar werden und aussprechen will, und wäre es auch in einer noch so mythischen Form; es steckt darin mehr als bloße Poesie, ein innerer Trieb des religiösen Gedankens selbst. Denn die Religion selber ist, wenn nicht eine Lehre, so doch eine Empfindung von „letzten Dingen", d. h. von letzten Wirklichkeiten und Werten, die absolut und unbedingt, einheitlich und durch sich selbst notwendig sind im Gegensatz zu den von der Reflexion immer weiter relativierten endlichen Wirklichkeiten und Werten. Eine gesteigerte Reflexionskultur, wie die gegenwärtige, empfindet daher auch besonders klar und scharf diesen Gegensatz und verschlingt entweder die letzten Dinge im Fluß relativer, sich gegenseitig bedingender und hervorbringender, von einander abhängiger endlicher Wirklichkeiten und Werte oder stellt dem mit Leidenschaft die apriorische, unendliche, absolute Art letzter Wirklichkeiten und Werte entgegen.

Die Relativierung der Dinge ist das Wesen der Wissenschaft, indem sie bei dem Versuch zur Bildung von Zusammenhängen und Allgemeinheiten immer weiter und weiter geführt wird bis zu dem Bild eines endlosen, ins Unermeßliche verschwimmenden Relationszusammenhanges, in dem Nichts mehr allgemein und fest ist als der rein formelle Relationszusammenhang selbst. Die Naturwissenschaften neigen mit naivem Dogmatismus dazu, den hierbei gefundenen Relationszusammenhang oder die Gesetzlichkeit und die in diesem Zusammenhang stehenden, der weiteren Teilung und Auflösung in Zusammenhänge widerstrebenden Elemente für „letzte Dinge" zu halten.

Aber die letzten Dinge sind dann immer nur ein vom Denken gedachter, beliebig zu erweiternder und umzudenkender Relationszusammenhang und sinnliche, rein gegebene letzte Tatsachen, die immer weiter aufzulösen versucht werden muß. Nur durch Hypostasierung und Mythisierung können beide aus Vorstellungen und Gedanken zu Dingen oder gar zu letzten Dingen werden, und nur durch arge Erschleichungen kann diese Art von letzten Dingen mit letzten Werten, etwa der Schönheit und Harmonie oder der Lebenseinheit, verbunden werden. Jede exakte Wissenschaft löst unbarmherzig diese Mythen wieder auf und setzt ihr Werk immer neuer Analyse und Synthese durch Relationszusammenhänge fort. wobei dann Jedes, Tatsache wie Gedanke, zu einem von Moment und Lage bedingten, immer abhängigen Gebilde wird. Insbesondere aber ist der Relativismus die Wirkung jedes konsequenten historischen Denkens. Je mehr der Entwicklungsgedanke von teleologischen Illusionen sich befreit und nur die Kette gegenseitiger Bedingungen, Abhängigkeiten und Uebergänge in dem Werden der historischen Gebilde herstellt, um so mehr wird dann auch jedes Glied der Kette selbst nur ein aus seinem Zusammenhange bedingtes und aus ihm zu verstehendes Gebilde, das das, was es ist, nur ist im Verhältnis zu andern und mit dem Wechsel der Gesamtlage in beständige Veränderungen und Uebergänge hineingezogen ist. Und wenn man das so zu Stande gekommene Besondere, das übrigens für eine unter historischem Interesse stehende Betrachtung der Natur ganz ebenso bedeutsam ist, nicht bloß aus dem System gegenseitiger Bedingungen, sondern aus einer metaphysischen Notwendigkeit der Entstehung von Individuellem und Eigenständigem innerhalb des Relationszusammenhanges verstehen will, so steht man wiederum vor einer solchen verwirrenden Fülle von Individualgebilden, die sich in ihrem Wesen doch immer wieder nur durch ihr Wirken im Zusammenhang zeigen, daß auch hier nirgends von letzten Dingen die Rede sein kann, sondern nur von einem rein formalen letzten Gesetz der Individualisation. Dieses Gesetz sagt aber auch hier Nichts über die letzten Dinge, wenn man nicht die leere Individualität selbst für ein letztes Ding halten will, dessen Sinn und Wert aber unter den Händen zerrinnt, wenn es nicht die Individualisation letzter und ewiger Werte ist. So sind nach und nach alle letzten Dinge der Geschichte, die „klassischen" Zeiten und die ewigen Muster und Offenbarungen relativiert und individualisiert worden, und ist die Verehrung der Individualität als solcher, als einer Form des Lebens, zu dem gleichen sich selbst widerlegenden Mythus geworden, wie die Verehrung der Atome und Gesetze. Halten wir uns aber an objektive Werte und Normen, die in der Geschichte verwirklicht und individualisiert werden sollen, so werden auch diese nach vorschneller Hypostasierung in ewigen Kulturidealen immer deutlicher in ihrer historischen Bedingtheit und ihrem geschichtlichen Wechsel erkannt. Die psychologischen Ableitungs- und Erklärungsreihen, an deren Ende sie auftauchen, werden immer länger und verschlingen schließlich alle Werte und Normen in die Psychologie, die ihre Genesis und Wandelung relativistisch erklärt. Auch sie sind keine letzten Dinge, kein Ding an sich; auch wenn man den normativen Urteilen eine besondere psychologische Form zuzuerkennen für nötig hält, so bleibt doch diese bloße Form selber an sich nur ein Mittel, Beziehungen herzustellen, ohne in dieser Herstellung selbst einen festen Inhalt zu bilden, eine Form, die das Verschiedenste und Wechselndste umfaßt und selbst wohl irgendwie eine nur weiter zurückliegende und verborgenere psychologische Genesis hat. Was aber derart aus der Wissenschaft überall in das Leben eindringt, das wird gleichzeitig praktisch auch vom Leben seinerseits hervorgebracht und begünstigt. Indem es die Gesellschaft differenziert und aufeinander bezieht zugleich, macht es auch die Gesellschaft zu einem reinen Relationssystem und begründet sie statt auf feste Eigengrundlagen auf einen immer verfeinerten Gütertausch, der seinerseits nichts ist als die Vertauschbarkeit aller Werte. Und der scheinbar feste Maßstab der Vertauschbarkeit, das Geld, ist nur das Symbol des Relationscharakters der Dinge überhaupt, der Eins ins Andere überführt und Eines durch das Andere bedingt. Und auch die Neigung, das Geld, das doch die bloße Möglichkeit des Wechsels und der Vertauschbarkeit ist, für einen Besitz an sich zu halten, ist das Symbol für alle Neigungen, bloße Mittel der Herstellung von Relationen für letzte Dinge zu halten.

Unter diesen Umständen ist es nun doppelt und dreifach das Wesen der religiösen Vorgänge, das Erlebnis einer letzten, absoluten Wirklichkeit zu sein. Je mehr aus allem Verstecken in relativen Größen, aus allem vorschnellen Ausruhen bei unbeendeten Reihen das Absolute herausgetrieben wird, um so klarer stellt es sich dar in dem reinen religiösen Vorgang, der eben deshalb auch nicht bestimmt, definiert und beschrieben werden kann, der nichts anderes ist als das Erleben und Empfinden eines letzten Seins und eines letzten Wertes, der eben damit diesem letzten Sein zukommt. Wo immer eine vermeintliche Beruhigung bei letzten Dingen irgend welcher Art entsteht, erhalten sie daher religiöse Färbung, und, wo das Absolute am Endpunkt aller Reihen überhaupt zerbricht und nie zu sich selbst kommt, da schwingt es rein in sich, um dann wieder in die Welt der relativen Dinge vorzudringen und ihnen Anteil am Absoluten zu geben. Moral, Wissenschaft, Kunst erhalten Anteil an letzten Dingen genau nach dem Maße, in welchem sie ihren Zusammenhang mit der religiösen Idee eines in ihnen sich offenbarenden Absoluten kund tun und behaupten, und nur das ist ihre besondere Würde, daß in ihnen ein solcher Zusammenhang sich kund geben kann, wobei das Wie? dieses Zusammenhangs eine Frage für sich ist. Die wahrhaften letzten Wirklichkeiten und Werte sind daher unausdenkbar, weil sie nicht relativ sind und nicht in Relationen bestehen; aber sie sind erlebbar, weil sie die Realität des göttlichen Lebens und die Seligkeit des Aufgenommenseins in dieses Lebens sind. Die Wissenschaft hat es überall mit dem Relativen zu tun und kennt das Absolute nur als Beziehungsform und Allgemeinheit, die ihrerseits nichts sind als Tätigkeiten des menschlichen Denkens. Aber die Religion sucht, ahnt und erlebt je nach dem Grade ihrer Durchbildung das Absolute und hat darin wie ihren unaussprechlichen Sinn, so ihre Unmöglichkeit je zur Wissenschaft zu werden.

So handelt es sich also in der Religion um die letzten Dinge und Werte und gibt es solche nur in der Religion und durch die Religion.

2. Die „letzten Dinge" als Eschatologie

Die letzten Dinge haben zunächst mit der Zeit gar nichts zu tun. Aber der Ausdruck „letzte Wirklichkeiten und Werte", den wir so häufig gebrauchen, kommt doch davon her, daß ihr Gedanke überall erst am Abschluß von irgendwelchen geistigen, praktischen oder theoretischen Bewegungen eintritt, daß er nicht mit dem unmittelbar vorgefundenen ohne weiteres gegeben ist, sondern immer erst mit dem Zurückgehen vom unmittelbar Gegebenen auf etwas hinter oder über ihm Liegendes entsteht, im Zusammenhang mit primitiven Kausalerklärungen, primitiven Hoffnungen und Aengsten, die irgend Etwas als nur relativ erkennen lassen. Der primitive Mensch beruhigt sich bei den kürzesten Reihen, an deren Abschluß er das Absolute einstellt. Aber mit steigender Kultur werden diese Reihen immer länger, wächst die Kette des Relativen und in seiner Relation Verständlichen und weicht das Absolute immer mehr ins Unvorstellbare und Uebermenschliche oder Uebernatürliche zurück. Damit entsteht dann aber auch die Einsicht, daß seine Vollerfassung erst am Ende der ganzen Kette, am Ende des irdischen Lebens, oder noch später am Ende einer Kette nachirdischen Lebens und schließlich am Ende der Lebensvollendung überhaupt liegen müsse, was durch den naturwüchsigen Geister- und Totenkult ja nur erleichtert wird. So werden die letzten Dinge zur Eschatologie d. h. zu einer Erwartung, daß ihre volle Erschließung erst am Ende des ausgelebten Lebens liege. Nun kommen die Lehren von Himmel und Hölle, von Seelenwanderung und Erlösung aus der Seelenwanderung, vom Totengericht, von jenseitigen Reinigungen und Läuterungen. Derart als letztes Ende an das Ziel der Entwickelung gestellt, sind die letzten Dinge die Gewinnung und Realisation des ersten und eigentlichen Wesens des Menschen, das nur aus der Arbeit des Lebens als Abschluß der Arbeitsreihe erst vollverwirklicht hervorgeht.

So haben alle großen Kulturreligionen, die mit dem Ethos das Prinzip des Werdens und Erarbeitens und mit dem Denken das Prinzip der Endlichkeit alles bloß Relativen in sich aufgenommen haben, einen mächtigen eschatologischen Mythos geschaffen; und, daß mit dem Ende nur der Anfang verwirklicht wird, bezeugt dieser Mythos instinktiv dadurch, daß er die Vollkommenheit an den Anfang und dann wieder an das Ende stellt, daß er Schöpfung und Eschatologie zu verknüpfen und die Mythen der ersten für die der letzten zu verwerten liebt. Aber dieser Mythos pflegt nun über kurz oder lang der rationalistischen Kritik zu erliegen, wie es mit dem christlich-jüdisch-griechischen eschatologischen Mythos unter uns heute der Fall ist. Dann geht die Eschatologie wieder auf ihr eigentliches Grundmotiv, auf die Empfindung des Absoluten, zurück und bildet von hier aus die zwei Formen der Lehre von den letzten Dingen aus, deren eine die letzten Dinge nur als immer gegenwärtige, deren andere sie nur als den innerlich-kontinuierlich notwendigen Abschluß der Lebensentwicklung begreifen kann. Es ist die pantheistische und die personalistische, die immanente und die auf den Ideen der Freiheit und des Werdens beruhende Form der Lehre von den letzten Dingen. Zwischen diesen Formen ist, soweit nicht der alte Mythos oder auch die völlige Gedankenlosigkeit herrscht, unser heutiges religiöses Leben geteilt, und beide Formen bekämpfen sich lebhaft.

3. Die beiden modernen Formen der Lehre von den letzten Dingen

Die erste Form läßt das Absolute dem anfangs- und endlosen Ablauf des Relativen als seine bloße Einheit immanent sein und läßt daher auch die jeweilige religiöse Empfindung des Absoluten nur den Durchbruch der Empfindung des Inbegriffs der Bedingungen und Zusammenhänge in das Bewußtsein sein. Es begleitet diese Empfindung den Lebensprozeß des endlichen Geistes und gehört der Zeit nur insofern an, als das an sich immer gleich zu Grunde Liegende auch für das Subjekt an bestimmten Punkten empfunden wird, und diese Punkte sind immer die, wo der Inbegriff der Bedingtheiten aus irgend einem Grunde über das einzelne Bedingte empor ins Bewußtsein gehoben wird. Die ethische Bedeutung dieser Empfindung ist daher auch nicht die Emporhebung in einen neuen Lebensstand und in eine neue Arbeitsrichtung, sondern die Ausbreitung von Einheit, Harmonie, Ruhe und Selbstbegrenzung über das naturgegebene Chaos der Triebe und Seelenzustände.

Die zweite Form läßt die Empfindung des Absoluten selbst nur durch eine Tat der vom Naturablauf sich losreißenden Freiheit zu Stande kommen und stellt ihm die ethische Aufgabe, sich durch Hingabe an Alles, was der Konzentration auf das Unbedingte erfahrungsmäßig dienlich ist, steigend in das Absolute und Göttliche zu versetzen, das dabei als eine handelnde, über das bloß Relative hinausführende und zu einer Lebensvereinigung mit sich selbst durch den Willen und die Freiheit emporziehende Macht empfunden wird.

Im ersten Fall ist es eine neue Beurteilung des Gegebenen unter der Idee der in ihm sich auswirkenden letzten Dinge, im andern Fall ist es eine neue Lebenskraft und ein neuer Lebensstand durch Selbsthingabe der Freiheit an das Absolute zu persönlicher Lebenseinheit. Dem einen liegt der Immanenz- und Totalitätsbegriff, dem andern der Schöpfungs- und Entwickelungsbegriff zu Grunde, wobei die Entwickelung eine Entwickelung durch Freiheit ist, weil es nur durch Freiheit Entwickelungsziele gibt. Im ersten Fall liegt das volle Ziel in jedem Moment der Erhebung, im anderen Fall liegt es am Ende der Freiheit und der Entwickelung aus Freiheit; im ersten ist es pantheistische Mystik, im zweiten ist es personalistischer Schöpfungsglaube; und in beiden Fällen ist dementsprechend das Verhältnis des Relativen zum Absoluten verschieden im innersten Grunde empfunden.

Die Entscheidung ist im vollen Sinne nur als eine praktische, ethische und religiöse möglich. Es kommt darauf an, auf welcher Seite man die stärkere religiöse Energie und ethische Durchbildung zu empfinden meint, wo das Absolute das Endliche umfassender und durchdringender in sich aufnimmt. Da kann wenig Zweifel sein, daß das bei der personalistischen Lehre der Fall ist. Theoretisch ist dem nur hinzuzufügen, daß die pantheistische Lehre im Grunde gar keine Ueberwindung des Relativismus ist, sie läßt im Grunde nur den ganzen relativistischen Zusammenhang, wie er ist, und lehrt ihn nur zugleich auf rätselhaft mystische Weise unter dem Aspekt der absoluten Einheit betrachten, die denn nichts als die Hypostasierung der Form des Relationszusammenhanges selber ist und, indem sie mit ihm zusammenfällt, eben gerade nicht über ihn hinausführt. Eben darum schafft diese Religiosität auch ethisch nichts Neues, sondern lehrt nur den Ablauf des Lebens im Lichte der Einheit sehen und bricht dadurch die Begierden, aber führt nicht über sie hinaus in ein höheres Leben. Soll der Relativismus wirklich durchbrochen werden, so kann das nur durch eine Religiosität geschehen, die das Absolute vom Inbegriff des Relativen unterscheidet als einen schöpferischen lebendigen Willen; dieser Wille führt dann auch in der Seele über das Relative hinaus durch Eröffnung eines neuen Lebensstandes in der Gemeinschaft mit dem göttlichen Willen, der nun eine Arbeit der steigenden Selbsthingabe an den göttlichen Willen bis zur völligen Willenseinigung und bis zur völligen Liebe eröffnet. Will man den Relativismus überwinden, dann ist dies der einzige Weg; aber ob man ihn wirklich überwinden will, ist selbst wieder die grundlegende Tat der Freiheit, für deren Notwendigkeit sich ein weiterer Beweis nicht geben läßt.

Schluß folgt Ernst Troeltsch

Ludwig Windthorst als religiöse Persönlichkeit

Ludwig Windthorst. Von Dr. Eduard Hüsgen. Köln, Bachem 1907. 477 S. Gebunden 10 Mk.

1

Schon im Jahr 1872 hat sich Bismarck in einer Unterredung August Reichensperger gegenüber dahin geäußert, Windthorst wolle das Zentrum zu seinen ehrgeizigen politischen Zwecken mißbrauchen; durch und durch Welfe, halte er jetzt nur die katholische Maske vor. Im gleichen Jahr wirft er im preußischen Abgeordnetenhaus die Frage auf: „Sind die Interessen des Führers und der Armee nun identisch . . . oder kämpft diese Armee im Vertrauen auf die Geschicklichkeit ihres Führers vielleicht doch unter seiner Leitung für Zwecke, die nicht die ihrigen bilden? . . . Ich glaube, meine Herren vom Zentrum, Sie werden zum Frieden mit dem Staate leichter gelangen, wenn Sie sich der welfischen Führung entziehen." Und noch in den „Gedanken und Erinnerungen" fällt er das Urteil: „Windthorst, politisch latitudinarian, religiös ungläubig, ist durch Zufall und durch bureaukratisches Ungeschick auf die feindliche Seite geschoben worden." Hiezu gesellt sich die von Schulte berichtete Aeußerung Windthorsts vor der Verkündigung des Vatikanums: „Wenn das Dogma proklamiert wird, so werde ich in sechs Wochen exkommuniziert; das kann ich nicht glauben und glaube ich auch nicht" (vgl. 1907 Nr. 29); und die von Graf Hoensbroech an die Oeffentlichkeit gebrachten Worte nach der Septennatsrede im Kölner Gürzenich: „Da habe ich mich mit Gottes Hilfe wieder einmal wacker durchgelogen."

Durch all diese Dinge ist das Charakterbild Windthorsts auf protestantischem Boden stark ins Schwanken gekommen, und schon deshalb sollte man denken, die neuerschienene umfangreiche Biographie werde Alles tun, um gerade über das persönliche Wesen des Zentrumsführers möglichst gründlichen Aufschluß zu geben. Es wird aber nicht viele Biographien geben, die über das innere Leben ihres Helden so wenig zu sagen wissen. Die Ursache liegt zum Teil schon im ganzen Standpunkt des Verfassers. Was er gibt, ist nicht so wohl eine Biographie Windthorsts, als vielmehr eine Apologie des Zentrums und seiner Politik, bei denen jeder, auch der geringste Flecken abgeleugnet wird; und Windthorst steht Hüsgen von Anbeginn an vor Augen als der „geniale Führer", der „auf dem parlamentarischen Kampffelde im neunzehnten Jahrhundert seinesgleichen nicht gesehen hat" und „dem Reichskanzler an staatsmännischem Weit-

blick wie an Schlagfertigkeit mindestens ebenbürtig, an unerschütterlicher Ruhe und Kaltblütigkeit aber weit überlegen war." Ja die Geschichte hat in einer Reihe von Punkten schon beantwortet, wer der „bessere Diplomat war, und Windthorst hat keine Veranlassung, mit dieser Antwort unzufrieden zu sein." Wo eine Gestalt von Anfang an dermaßen als Kolossalfigur geschaut und auf ein so hohes Piedestal gestellt wird, müssen notwendig die persönlichen Züge dem Auge entschwinden.

Hüsgen fand sich für die Zeichnung eines wahrhaft persönlichen Lebensbildes freilich auch in der Tat vor eine außerordentlich schwierige Lage gestellt. Er selbst bezeugt, daß Niemand so sorgfältig die Verschwiegenheit zu wahren gewußt habe wie Windthorst:

> Nie ist über seine Lippen ein unbedachtes Wort gekommen und kein Tagebuch und keine Aufzeichnung irgend welcher Art gibt nach seinem Hinscheiden Kunde von den mannigfachen Geheimnissen, die dem Lebenden in reicher Fülle anvertraut worden sind ... Auch ein Briefschreiber ist er nicht gewesen. Schon der Umstand, daß er sich — in Folge seiner hochgradigen Kurzsichtigkeit — bei der Korrespondenz fast immer einer fremden Hand bediente, mußte dahin wirken, seinen Briefen jeden intimen Charakter zu nehmen. Dazu kam, daß er stets mit der Möglichkeit rechnete, das Briefgeheimnis könne verletzt werden. ... Bei wichtigeren schriftlichen Mitteilungen unterließ er nie, dem Empfänger aufs dringendste ans Herz zu legen, doch ja das Schreiben gleich nach der Durchsicht zu verbrennen. ... Er hat auch alle an ihn persönlich gerichteten Briefe, soweit sie nicht amtliche Angelegenheiten betrafen, sorgfältig vernichtet.

Neben den äußeren Schwierigkeiten schimmert hier zugleich auch schon der eigentliche Grund hindurch, der von vornherein einer Biographie Windthorsts eine unpersönliche Art geben mußte: er liegt in dem sozusagen unpersönlichen Charakter Windthorsts.

2

Windthorst kennzeichnet sich einmal selbst dahin: „Wenn ich irgend eine Eigenschaft habe, so ist es die, daß ich frei von allen Illusionen bin, sowohl in Bezug auf die Sachen, als auf die Personen, insbesondere in Beziehung auf meine Person." Im heißesten Redekampf mit Bismarck fallen die Worte: „Von Leidenschaftlichkeit in parlamentarischer Debatte weiß ich mich frei, mein Puls schlägt sechzig Schläge jetzt wie außer dem Parlament," und unter allgemeiner stürmischer Heiterkeit erklärt er gelegentlich im Reichstag: „Man hat mir gesagt, wir würden schließlich düpiert werden ... ich will Ihnen sagen, wer mich düpieren will, der muß ein bischen früh aufstehen."

Schärfer als mit diesen eigenen Worten läßt sich der Grundzug von Windthorsts Wesen nicht zeichnen: die Phantasie spielt lediglich keine Rolle, das Temperament bleibt stets gleich kühl, auch wenn die Erregung ringsum den Siedegrad erreicht hat. Alles ist beherrscht von einer nüchternen, rein sachlichen Verständigkeit, ja es ist nahezu unheimlich, wie allerfüllend sich der wägende und rechnende Verstand in diesem Menschenleben verkörpert.

Ein derartig phantasie- und leidenschaftsloser Verstandesmensch ist nun aber der erste Vorkämpfer der Kirche, in der das Element der Phantasie die größte Rolle spielt, die sich am stärksten an Gefühlserregungen wendet, die mit ihrem ganzen Dogmenbau und zumal mit dessen Spitze, dem Unfehlbarkeitsdogma, dem Verstand die schwersten Rätsel zu lösen gibt. Noch verschärft wird das Problem durch eine Reihe weiterer Umstände: Windthorst, der immer wieder betont, daß ihm in kirchlichen Dingen die Kurie unbedingte Autorität ist, scheut nicht davor zurück, in der Septennatsfrage gegen deren ausdrücklichen Willen zu handeln, wiewohl der päpstliche „Wunsch" an das Zentrum ausdrücklich mit der Begründung ergangen ist, „daß Beziehungen religiöser und moralischer Ordnung mit jener Angelegenheit verknüpft waren." Er enthält die päpstlichen Willenskundgebungen nicht nur dem katholischen Volk, sondern auch dem größten Teil der Zentrumsabgeordneten vor, und als sie dann von anderer Seite in die Oeffentlichkeit getragen werden, weiß er sie durch eine Rede bei Seite zu schieben, die ein derartiges Meisterstück raffiniertester Dialektik ist, daß es in der Tat nicht ganz leicht wird, an die völlige Wahrhaftigkeit des Redners zu glauben, auch wenn die von Graf Hoensbroech berichtete Aeußerung nicht gefallen sein sollte oder doch nicht gepreßt werden dürfte.*) Ebenso schwer fällt ins Gewicht, daß religiöse Wendungen im Munde Windthorsts leicht einen schauspielerischen Charakter annehmen; so wenn er, der bewußt „Illusionsfreie", seinen Einspruch gegen die Beschlagnahme des Welfenfonds mit den Worten beschließt:

> Meine Herren, die im Unglück große Königin Luise von Preußen und ihre Schwester, die Königin Friederike von Hannover, vereinigen sich dort oben im Gebet, daß eine volle, herzliche und ganze Aussöhnung zwischen dem hannoverschen und dem preußischen Stamm eintrete und alle edeln Seelen beider Stämme vereinigen sich in diesem Gebet... Meine Herren treten wir nicht zwischen diese erlauchten Frauen, erschweren wir nicht die Erfüllung dieses Gebetes. Es hängt mehr davon ab als irdisches Gut.

Töne schlichter Herzensfrömmigkeit lassen sich in der ganzen Biographie eigentlich nur an einer einzigen Stelle vernehmen, in der Widmung, die er seiner Tochter Anna bei ihrer Erstkommunion ins Gebetbuch schreibt:

> Vergiß niemals, meine liebe Anna, den Tag Deiner ersten heiligen Kommunion. Halte treu, was Du an diesem Tage Deinem Heilande gelobt hast. Dann wird der Herr Dir die Stärke und den Trost gewähren, welche wir im Leben so sehr bedürfen und welche Menschen nicht gewähren können. — Arbeite und bete, bete auch für Deine Eltern!

Angesichts dieser Sachlage sehen wir uns, auch ganz unabhängig von Bismarcks Urteilen und den Erzählungen Schultes und Hoensbroechs, vor die Frage nach der Wahrhaftigkeit von Windthorsts katholischer Frömmigkeit gestellt.

3

Der Eintrag in das Gebetbuch seiner Tochter fällt in das Jahr 1857. In dasselbe Jahr fällt die Wiederherstellung des hannoverschen Bistums Osnabrück. Seit seiner Einverleibung im Jahr 1803 war es nur durch einen Verweser verwaltet worden. Mehrfach wiederholte Anstrengungen, seine Wiederherstellung zu erreichen, scheiterten an dem hartnäckigen Widerstreben der hannoverschen Regierung. Ueber den endlichen Erfolg berichtet der Biograph:

> Erst unter dem Ministerium Windthorst (1852—1853) nahm die Angelegenheit ihren Fortgang.... Man darf wohl sagen, daß die Wiederherstellung des Bistums Osnabrück im wesentlichen Windthorsts Werk war. Zwar war er als Justizminister nicht unmittelbar mit der Regelung der Angelegenheit betraut; aber während seiner Ministerzeit wie später war er unermüdlich anregend und fördernd tätig. Namentlich aber verstand er es, mit geschickter Hand Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Seiner Gewohnheit gemäß trat dabei seine Person in den Hintergrund, weshalb sein Name kaum in den offiziellen Akten sich finden dürfte. Um so mehr wußten seine Freunde seine Mitwirkung zu schätzen.... Papst Pius IX. beabsichtigte, Windthorst bei dieser Gelegenheit einen hohen Orden zu verleihen. Windthorst bat indes, von jeder Auszeichnung absehen zu wollen. Er besorgte, der König könnte in einer solchen päpstlichen Gunstbezeugung einen Anlaß finden, zu argwöhnen, als ob sein katholischer Minister — der erste katholische Minister Hannovers — in dieser für die katholische Kirche so wichtigen Angelegenheit eifriger für die Förderung der Interessen des päpstlichen Stuhles als für die Wahrnehmung der Interessen seines Königs und seines Vaterlandes tätig gewesen sei. Als Zeichen der Anerkennung verehrte statt dessen Kardinal-Staatssekretär Antonelli im Auftrage des Papstes Windthorsts Gattin eine wertvolle Brosche.

Schon 1842 war Windthorst Vorsitzender Rat im Katholischen Konsistorium zu Osnabrück geworden. Seit 1848 vom Wahlkreis Osnabrück in die zweite Kammer gewählt, hatte er die Reformbestrebungen des Ministeriums Stüve auf dem Gesamtgebiet von Verfassung, Verwaltung und Justiz als einer der tätigsten Mitarbeiter unterstützt. In einem Punkte war er jedoch sofort in schroffste Opposition getreten. Das Ministerium brachte eine Schulvorlage ein, nach der „zwar der Charakter der christlichen Volksschule ein konfessioneller bleiben, aber die einheitliche Leitung des Volksschulwesens durch die Provinzialschulbehörden erfolgen sollte, deren äußere Autorität vor allem auf der Staatsgewalt beruhte." Windthorst fand darin eine „grundsätzliche Trennung der Schule von der Kirche", ein „Hinauswerfen" der Kirche aus ihrem „Hause", ihrem „wohlbegründeten", durch alle großen Staatsverträge seit der Reformation

*) Grimms Deutsches Wörterbuch: „Durchlügen, niederländisch dorleigen; im Niederdeutschen als Redensart für glücklich davonkommen gebräuchlich."

anerkannten Besitz, er sah mit den „unveräußerlichen und heiligen Rechten der Kirche“ zugleich auch die „Rechte der Gemeinden und Familien“ verletzt und zog den Schluß: „Der religiöse Unterricht und die religiöse Erziehung des Volkes ist danach auf die Dauer in keiner Weise gesichert.“ Es sind nicht nur dieselben Gedanken, sondern fast wörtlich dieselben Wendungen, die dann in den preußischen Schulkämpfen immer wiederkehren.

Noch an einer andern Stelle zeigen sich deutliche Verbindungsfäden zwischen der Zeit vor und nach dem Jahr 1866. Windthorst bekennt sich 1848 zum großdeutschen Standpunkt. Nach dem Bisherigen liegt es nahe, auch hier schon auf das Mitwirken konfessioneller Gedanken zu schließen: Oesterreich, die deutsche Vormacht des Katholizismus, darf nicht ausgeschaltet werden. Als dies 1866 geschehen ist und als 1870 das stets protestantisierender Absichten verdächtige Preußen endgiltig die entscheidende Stellung errungen hat, schmiegt sich die Taktik der veränderten Lage an. Einmal muß das Uebergewicht des „protestantischen“ Hauptstaates möglichst abgeschwächt werden: „Der Grundcharakter des Reichs als eines Bundesstaates soll gewahrt, demgemäß den Bestrebungen, welche auf eine Aenderung des föderativen Charakters der Reichsverfassung abzielen, entgegengewirkt und von der Selbstbestimmung der einzelnen Staaten in allen inneren Angelegenheiten nicht mehr geopfert werden, als das Interesse des Ganzen es unabweislich fordert“ (Zentrumsprogramm 1871). Sodann handelt es sich darum, im Reich wie in den Einzelstaaten der katholischen Kirche möglichst große Bewegungsfreiheit zu verschaffen. Deshalb gesellt sich zur „Verteidigung des föderativen Charakters des Reiches“ ein grundsätzlicher Kampf gegen alles Hinsteuern auf die „Staatsomnipotenz“. Wie schon im hannoverschen Abgeordnetenhaus ist Windthorst auch im preußischen der eifrigste Kämpfer für eine „freiheitliche“ Verfassung und gelegentlich seines Eintretens fürs allgemeine gleiche Wahlrecht läßt er wohl auch einmal seine kirchlichen Leitgedanken deutlich durchblicken: Die Wähler der dritten Klasse „halten mehr als die anderen Klassen fest an dem überlieferten geschichtlichen Verhältnisse und sie find nach meiner Ueberzeugung im großen und ganzen konservativer als die Männer des Geldes. . . . Die Klassen, bei welchen dieses destruktive Element vorzugsweise zu Hause ist, sind am meisten angefressen von den Ideen des modernen heidnischen Staates.“ Beim Zolltarif von 1879 muß die Franckensteinische Klausel den Einzelstaaten eine größere Autonomie in der Verwendung des ihnen Zufallenden geben und das Budgetrecht des Reichstags mit einer neuen Garantie ausstatten; „vor allem aber“, sagt Windthorsts Biograph, „wurde vor aller Welt der Beweis geliefert, daß auf die Dauer das Zentrum für die Zukunft als ein bedeutender Faktor in die politische Rechnung einzustellen sein würde.“ Monopole dürfen dem Reiche nicht bewilligt werden. Denn, sagt Hüsgen:

> Wenn der Zentralgewalt eine solche umfangreiche Summe von Befugnissen zugeteilt worden wäre, würde sich noch kaum irgend eine wirksame Selbständigkeit der Bundesstaaten aufrecht erhalten lassen. Dazu gesellte sich das ungeheure Maß von politischer Macht, das durch die Monopole in die Hand der Behörden gelegt würde. Wie würde die Minorität, die heute schon bei der Besetzung der Beamtenstellen so stark zu kurz kommt, erst dann fahren. . . . Mit Recht machte Windthorst darauf aufmerksam, wie schwer diese politische Seite der Monopole ins Gewicht falle: „Ich denke mir das Tabakmonopol eingeführt z. B. in den Rheinlanden und frage mich: wie würde, wenn es dort bereits existiert hätte, es während des Kulturkampfs gewirkt haben? Ich fürchte, daß, wie man dort alle unsere Landräte und Bürgermeister weggejagt hat, man dann auch alle Fabrikdirektoren und alle Tabakverkäufer u. s. w. entfernt haben würde.“

Bismarck hatte mit dem Tabakmonopol die Kosten der Altersversicherung decken wollen, die ja nach dem ursprünglichen Plan dem Arbeiter ohne jeden eigenen Beitrag eine „Staatspension“ bringen sollte. Windthorst, sonst eine der ersten treibenden Kräfte der Sozialreform, tritt zu diesem „Einlenken in den Staatssozialismus“ sofort in unbedingten Gegensatz. Auch das „Klebegesetz“ findet aus dem gleichen Grund seinen Widerspruch, und er scheut selbst nicht davor zurück, seinen treuesten Mitstreitern, die in diesem Punkte andere Wege gehen, aufs schärfste entgegenzutreten:

> Peter Reichensperger hatte sich im Eifer der Verhandlungen zu dem Ausspruch hinreißen lassen: „Der Staat ist für uns der organisierte Verband des Volkes zur Pflege aller leiblichen und geistigen Güter, und das soll in dieser Vorlage verwirklicht werden.“ Windthorst war förmlich erschreckt über eine solche Definition vom Staate. „Die Worte“ — entgegnete er noch in derselben Sitzung — „proklamieren die Staatsomnipotenz in einem Umfange, wie wir sie niemals anerkennen können, wie auch der verehrte Kollege Reichensperger sie niemals anerkannt hat; die besten Reden, die ich von ihm gehört habe, waren gegen diesen Satz gerichtet.“ Sicherlich habe Reichensperger nicht sagen wollen, der Staat sei der alleinige Faktor der Förderung dieser Interessen, er habe die großen Aufgaben der Kirche auf dem geistigen Gebiete nicht verneinen wollen. . . . „Wäre es anders, dann freilich müßte ich einen feierlichen Protest dagegen erheben.“

Auch die Haltung in der Septennatsfrage ist hier einzureihen. Windthorst ist schließlich bereit „jeden Mann und jeden Groschen“ zu bewilligen, aber nur auf kürzere, womöglich einjährige Perioden. Sonst geht es dem „absoluten Militärstaat“ zu. In diesem aber hätte eine selbständige Kirche wie die katholische keinen Raum. Und wenn die Kurie das Recht ihres Eingreifens auf Gründe „religiöser und moralischer Art“ stützt, erfolgt Windthorsts Ablehnung gleichfalls aus kirchlichen Gesichtspunkten; ja es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Windthorst hier schärfer als selbst Leos XIII. Klugheit gesehen hat, was der im Zentrum verkörperten Macht der katholischen Kirche am meisten frommte. Bachem sagt darüber im Staatslexikon der Görresgesellschaft:

> Vielleicht hat Windthorst der Sache des Katholizismus im Deutschen Reiche niemals einen größeren Dienst erwiesen als durch diese Stellungnahme. Vorübergehend mag ja durch eine Einwirkung der Kurie auf die Zentrumsfraktion, welche eine den Intentionen des jeweiligen Regiments entsprechende Erledigung politischer oder militärischer Fragen herbeizuführen vermochte, ein spezifisch kirchliches Interesse gefördert werden; dadurch aber würde in keiner Weise der schwere Schaden aufgewogen, welcher der Gesamtstellung der deutschen Katholiken im öffentlichen Leben erwachsen müßte, wenn darauf hingewiesen werden könnte, daß die Zentrumsfraktion ihr Verhalten gegenüber bedeutungsvollen Fragen nichtkirchlichen Charakters von den Wünschen einer kirchlichen Instanz abhängig mache.

Wir erhalten ein doppeltes Ergebnis. Erstens: Windthorst ist von Anbeginn an „katholischer“ Politiker, und seine Anhänglichkeit an das welfische Fürstenhaus, aus der er übrigens nie ein Hehl gemacht hat, spielt in den Grundfragen seiner Politik jedenfalls keine ausschlaggebende Rolle. Zweitens: Seine ganze Tätigkeit ist in derartig ausschließlichem Maße von kirchlichen Gesichtspunkten beherrscht, daß es eine psychologische Unmöglichkeit ist, in seinem Katholizismus nur eine Maske zu sehen.

4

An diesem Ergebnis wird auch Nichts geändert durch die von Schulte berichtete Aeußerung Windthorsts über das Unfehlbarkeitsdogma. Sie ist schon 1873 im Abgeordnetenhaus zur Sprache gebracht worden. Windthorst hat sie damals sofort dahin zu wenden gesucht, daß er sich nur gegen die „Opportunität“ des Dogmas ausgesprochen habe. Indes die Persönlichkeit des Zeugen und die originelle Fassung sprechen doch dafür, daß das Recht sich hier nicht auf Windthorsts Seite befindet. Anders verhält es sich dagegen mit den Schlußworten seiner damaligen Verteidigungsrede: „Ich habe, nachdem das Konzil gesprochen, für mich als Katholik die Ueberzeugung, daß das, was dasselbe gesprochen hat, die wahre und richtige Lehre der katholischen Kirche ist. Ich werde daran festhalten und mich in keiner Weise beirren lassen.“ An ihrer Wahrhaftigkeit zu zweifeln hat man um so weniger Anlaß, als eine „Bekehrung“ Windthorsts zum Unfehlbarkeitsdogma vielmehr geradezu in der Folgerichtigkeit seiner religiösen Stellung liegt.

Seine erste öffentliche Betätigung für den Katholizismus gilt der Wiederherstellung der kirchlichen Organisation und der Verteidigung der „heiligen und unveräußerlichen Rechte“ seiner Kirche auf die Schule. Es ist also die an eine bestimmte Verfassung gebundene und in dieser ihrer Verfassung mit göttlichen Privilegien ausgestattete Institution, für die er von Anfang an eintritt. Und wo er auf ihre Herrlichkeit zu sprechen kommt, ists immer, als ob durch seine Rede ein ungewohnter wärmerer Ton hindurchklinge. „Ich bin gewohnt, in meinem politischen

Leben Ziele, die ich mir gesteckt, durch Jahrzehnte zu verfolgen. Die katholische Kirche, die nicht stirbt, ist gewohnt, ihre Ziele durch Jahrhunderte zu verfolgen" erklärt er einmal, und gegenüber den Angriffen „materialistischer" Professoren verteidigt er die kirchliche Auffassung des Verhältnisses von Glauben und Wissen mit den Worten: Für mich „liegt in der Kirche ein unverrückbarer, unzerstörbarer, ewig geltender Offenbarungsinhalt, welcher nicht alteriert werden kann und der der notwendige Regulator für alle die Resultate ist, welche eine sich überhebende Wissenschaft aufzustellen versucht. . . . Also nicht die Kirche hat sich nach der Wissenschaft zu richten, sondern die Wissenschaft hat sich zu regulieren nach diesen ewigen, unveränderlichen Gesetzen göttlicher Offenbarung und Institution." „Offenbarung" und „Institution" sind hier einander geradezu gleichgesetzt: die Offenbarung verlangt eine privilegierte Institution als ihre Verwalterin, und die Institution gehört deswegen zur Offenbarung, ist Glaubenssache. Logisch durchgedacht führt dieser Gedanke zum unfehlbaren Lehramt als einem Postulat der göttlichen Weltordnung. Windthorst hat auch dies gelegentlich mit aller Deutlichkeit ausgesprochen. Als er einmal im preußischen Abgeordnetenhaus eine Darlegung der Unfehlbarkeitslehre mit den Worten schließt, der Papst sei unfehlbar nicht aus seinem menschlichen Wissen und seiner menschlichen Autorität, sondern kraft göttlichen Beistands, machen sich Ohorufe und Heiterkeit bemerklich. Sofort erfolgt die Wendung: „Nun, meine Herren, da steckt gerade die Quelle aller Mißverständnisse, daß uns der Glaube an die göttliche Weltregierung allmählich zu schwinden beginnt." Man darf so in Windthorsts „Bekehrung" zum Unfehlbarkeitsdogma nicht einmal unbedingt ein sacrificium intellectus sehen. Sei sie erfolgt aus welchen Beweggründen immer (vgl. 1907 Nr. 29), — nachdem sie erfolgt ist, kann sie vielmehr geradezu eine Befriedigung des folgerichtig vorwärtsschreitenden Intellektes darstellen.

Auf Grund des Bisherigen läßt sich nun Windthorsts ganze religiöse Eigenart bestimmen. Was wir gewohnt sind, eine religiöse Persönlichkeit zu nennen, ist er zweifellos nicht gewesen. Die nach innen gewandte Seite der Religion liegt ihm schlechterdings nicht, und die mystischen und phantasievollen Elemente der katholischen Frömmigkeit scheinen ihn herzlich wenig berührt zu haben. Auch sein Biograph gibt dies mittelbar zu, wenn er von Windthorsts Frömmigkeit sagt:

> Freilich gehörte Windthorst nicht zu den Naturen, deren religiöse Gesinnung sich in innerer Beschaulichkeit erschöpft oder sich in äußeren Glaubensübungen in die Erscheinung drängt. Er war vielmehr der Mann der praktischen Arbeit, der kraftvollen Betätigung. Seinen religiösen Pflichten kam er gewissenhaft nach, still und ohne jedes Aufsehen. Aber das genügte ihm nicht. Die Durchführung christlicher Grundsätze auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, die Ausgestaltung des christlichen Staates unter Wahrung voller Freiheit für alle Konfessionen — das war sein Lebensideal. Der katholischen Kirche insbesondere Licht und Luft zu verschaffen, damit sie ihrer hohen Aufgabe zu genügen im stande sei — das war sein Streben und Arbeiten.

Auch die positive Seite in Windthorsts Religiosität tritt hier klar zu Tage. Seine Frömmigkeit bestand in einem Beherrschtsein von der Idee der hierarchisch verfaßten katholischen Kirche als der ausschließlichen Trägerin der göttlichen Offenbarung und als der zur Erziehung der Völkerwelt berufenen universalen Institution. Mit allen Mitteln muß seiner Kirche der ihrer Idee entsprechende Platz in der modernen Welt gewahrt, wieder erobert oder neu errungen werden. Da es sich aber darum handelt, diesen Platz nicht bloß einer Idee, sondern einer nach Analogie des Staates fest gefügten Organisation zu gewinnen, muß der Kampf vor allem auf dem politischen Gebiet ausgefochten werden. So wird Windthorst zu einem Vertreter des politischen Katholizismus und zwar zu einer seiner vollkommensten Verkörperungen, die die Geschichte kennt. Nicht nur ist seine ganze politische Tätigkeit religiös bestimmt: seine religiöse Hauptbetätigung ist die Politik. Gerade seine rein verstandesmäßige Naturanlage hat ihn dazu gemacht. Und er steht hierin ja auch keineswegs allein. Von jeher hat das Verfassungs- und selbst das Dogmengebäude der römischen Kirche gerade auch auf vorwiegende Verstandesmenschen eine besondere Anziehungskraft ausgeübt und gerade Persönlichkeiten dieser Art zu seinen folgerichtigsten Vertretern gehabt. Handelt es sich doch schließlich bei ihm nur um Uebernahme einer einzigen inkommensurabeln Grundvoraussetzung. Ist diese einmal vollzogen, so steht man innerhalb eines Systems, dessen Aufbau an logischer Einheit und Folgerichtigkeit nicht seinesgleichen hat.

Wenn dann bei einer so wesentlich nach außen gerichteten Frömmigkeit religiöse Aeußerungen leicht einen etwas schauspielerischen Charakter annehmen, so ist das nicht weiter verwunderlich. Wenn die Dialektik sich nicht scheut, öfters sich auf der Grenzlinie der Wahrhaftigkeit zu bewegen: es ist der Dienst der großen Sache, der es entschuldigt, wenn nicht fordert. Und wenn die eigene Person stets möglichst im Hintergrund gehalten wird, wie es Windthorst von Anfang an liebt, ja wenn schließlich die ganze Gestalt eine schwer faßbare, unpersönliche Art annimmt, so ist auch das nur ein oft gesehenes Schauspiel: die Idee hat die Person verschlungen.

5

Für den Protestanten wird es immer schwer sein, einer Religiosität wie derjenigen Windthorsts gerecht zu werden. Er empfindet die politische Religion als ein religiöses Zerrbild und fühlt, daß es mit ihr und ihren Ansprüchen nur eine Auseinandersetzung auf Leben und Tod gibt. Und doch erwächst die unübersteigliche Kluft nur aus einer einzigen Grundverschiedenheit. Windthorst selbst erklärt einmal:

> Sobald es sich um Fragen der Religion handelt, hört die Nationalität auf. Das Christentum ist nicht gekommen, um allein den Nationalliberalen gepredigt zu werden . . . sondern um allen Nationen gepredigt zu werden. Keine Kirche, die nicht abdanken will, kann diese Universalität von sich abweisen. Die katholische wie die protestantische ist in ihrer Tendenz universell und zur Verfassung der katholischen Kirche gehört die Autorität des Papstes. An dem müssen wir festhalten, und wenn wir darum gescholten werden, wir seien nicht national, so weise ich solchen Vorwurf zurück und erkläre Ihnen: das himmlische Vaterland wird mir doch immer höher stehen als das auf Erden.

Verwandtschaft und Unterschied liegen hier denkbar klar aufgedeckt. Protestant und Katholik erstreben gleichermaßen für sich das „himmlische Vaterland" und für ihr „irdisches Vaterland" und die ganze Welt die Durchdringung mit den Kräften der göttlichen Offenbarung. Aber der Katholik kann sich die Erfüllung dieser Gesamtaufgabe und die Erreichung des eigenen Ziels nur durch das Mittel einer bis ins Einzelste von Gott geordneten allumfassenden Institution vorstellen. Deshalb liegt für ihn immer die Gefahr nahe, daß er die Institution mit der Religion verwechselt und nicht nur die Religion, sondern auch die Institution allem Anderen überordnet. Der ganze Jammer unserer konfessionellen Verhältnisse und die erschütternden Kämpfe auf innerkatholischem Boden, deren Zeugen wir sind, haben ja ihre Ursachen darin, daß wir zur Zeit einen Höhepunkt in dieser Richtungslinie erreicht haben, wie er kaum je gesehen worden ist. Um so näher ist vielleicht der Rückschlag.

Aber auch die zur Politik gewordene Religion kann in Einzelnem religiös-sittliche Pflichten rascher erfassen als der Protestantismus: von den bürgerlichen Parteien hat das Zentrum zuerst die Notwendigkeit der Sozialreform erkannt und vertreten. Und es wird Windthorst nie vergessen werden dürfen, daß er hier unter den treibenden Kräften eine führende Stellung eingenommen hat. „Ich sehe die soziale Frage für furchtbar ernst an, und ich glaube, daß es sehr viel wichtiger wäre, uns damit gründlich zu beschäftigen, als daß wir alle Tage Kirchen- und Schulpolitik treiben," sagt er schon 1873; und zu den wenigen Fällen, wo er unwillkürlich wärmere Töne anschlägt, gehören auch die Gelegenheiten, bei denen er auf die Pflicht zum Schutz der Schwachen zu reden kommt. Ehe der Protestantismus von seiner allgemeinen Idee der Nächstenliebe zur Erkenntnis von der Notwendigkeit der staatsgesetzlichen Fürsorge als einer Christenpflicht herabgestiegen war, hatte sich dem politischen Katholizismus, der von vornherein Alles unter staatlichen Gesichtspunkten sieht, diese Erkenntnis aufgedrängt.

Unter allen Umständen aber gilt es, nie zu vergessen, daß es sich auch auf der Gegenseite um eine Ueberzeugung handelt, die nicht nur in ihrer geschlossenen Einheit etwas Großes ist, sondern auch die Kraft besitzt, ein Menschenleben unbedingt

und rückhaltslos in ihren Dienst zu ziehen. Und hier liegt gewiß auch der versöhnendste Zug in Windthorsts Lebensbild. Er hat seine ganze politische Tätigkeit in völlig selbstloser Weise ausgeübt: „Wenn mir der Himmel meine Söhne gelassen hätte, würde ich meine politische Rolle nicht haben durchführen können; denn ich bin nicht wohlhabend, und in den zwanzig Jahren, die ich als Privatmann gegen die offiziellen Mächte stehe, habe ich große Opfer gebracht und nie eine Hilfe angenommen,“ kann er einmal im Privatgespräch von sich sagen. Sein Biograph weiß dazu noch folgende Geschichte zu berichten:

Eines Tages erhielt Windthorst vom Kaiser Franz Joseph, als dem Vormunde des minderjährigen katholischen Fürsten von Thurn und Taxis das Anerbieten, die Vermögensverwaltung dieses Mündels zu übernehmen gegen ein Jahrgehalt von 100000 Mark und entsprechende Sicherung für Frau und Familie im Falle seines Ablebens. Das war gewiß ein verlockendes Anerbieten, namentlich angesichts der Tatsachen, daß Windthorst bereits hochbetagt war, daß der Kulturkampf seinem Ende zuneigte, und daß wahrscheinlich anderswo als im Parlament das letzte Wort gesprochen werden würde. Was tat er? Er schrieb an zwei verbannte Bischöfe und bat sie zu einer Besprechung in Privatangelegenheiten nach einem Grenzorte. Dort trug er ihnen den Fall vor, legte ihnen seine Verhältnisse dar und bat sie, die Frage zu beantworten, ob es seine Pflicht sei, das Anerbieten von der Hand zu weisen, oder ob er es mit seinem Gewissen als Katholik vereinen könne, es anzunehmen. Nach kurzer Beratung gaben ihm Beide zur Antwort: „Ihre Pflicht als Katholik ist, auszuharren, wo Sie stehn.“ Windthorst packte sein Handköfferchen, fuhr nach Hannover zurück und schrieb dem gekrönten Vormund ab.

Auf Windthorsts ausdrücklichen Wunsch ist zu seinen Lebzeiten auch nicht das Geringste von diesem Begebnis in die Oeffentlichkeit gedrungen. Adolf Dörrfuß

Ein nobile officium

Das Christliche Kunstblatt steht an einem neuen Wendepunkt seiner Geschichte. Zwar was die geistige Physiognomie dieses Monatsblattes angeht, ist er weniger einschneidend als jener frühere, da es seinen Herausgeber wechselte und neue große Fragen in den Kreis seiner Aufgaben einbezog; tief einschneidend aber ist er, wie wir hoffen und wünschen, für den Dienst, den es anstrebt, sein Gutes Vielen zu bringen. Der mit dem neuen Jahr beginnende fünfzigste Jahrgang wird in einem Verlag erscheinen, der überall da, wo ernste Kunst ernst gepflegt wird, Ruhm genug genießt: bei Georg D. W. Callwey in München. Das will uns als ein gutes Omen für die Zukunft des Blattes erscheinen. Der Herausgeber, der Württemberger Pfarrer David Koch, hat auf dem ihm gewiesenen Wege, einen neuen Verleger zu suchen, das Glück gehabt, den zu finden, der wie kaum ein Anderer über das für eine ersprießliche Mitarbeit unbedingt nötige künstlerische Mitempfinden und über die nicht minder nötige geschäftliche Tüchtigkeit verfügt. Und der Gefundene hat auch den Finder und sein Werk geehrt, als er in die dargebotene Hand einschlug. Bilden Avenarius und Callwey einen guten Zweiklang, so werden auch Koch und Callwey trefflich mit einander harmonieren, wie wir zuversichtlich hoffen. Es ist kaum von ungefähr so gekommen, daß nun Kunstwart und Christliches Kunstblatt in die Fürsorge Eines Verlegers gestellt sind. Nicht daß ich das großangelegte, mit reichen Mitteln und auf den weitesten Leserkreis rechnende Kunstwartunternehmen mit dem auch in Zukunft bescheiden nebenher gehenden Christlichen Kunstblatt in eine Linie rücken wollte. Es ist mir im Gegenteil darum zu tun, auf den Unterschied beider hinzudeuten in der Erwartung, daß das Kochsche Kunstblatt mehr und mehr eine gewisse Ergänzung des Kunstwarts bieten werde. Es ist hier nicht der Ort, darauf einzugehen, warum der Kunstwart die Wertung spezifisch protestantischen und evangelischen Kunstlebens in seiner individuell-religiösen und sozialkirchlichen Ausprägung nicht an die Hand nehmen kann und will. Ein solcher Dienst am evangelischen Volk, wie das Christliche Kunstblatt ihn leisten möchte, tut aber gerade unserer Zeit bitter not.

Wenn sie es auch nur erkennen wollte! Damit bin ich zu dem nobile officium gekommen. Wenn Herausgeber und Verleger ihrer hohen Pflicht treu genügen, so darf als Dritter im Bund die Leserschar oder — um mich genauer auszudrücken — die Abonnentenschar nicht dahinten bleiben. Denn wenn ein Blatt viel mehr Leser als Abonnenten hat, so ist es das Christliche Kunstblatt, das zum eisernen Bestand ungezählter Zirkularmappen gehört. Diese Einrichtung pflegt freilich den goldenen Boden einer Zeitschrift nicht zu befestigen. Soll das Blatt in seiner Entwicklung nicht fernerhin durch finanzielle Sorgen gehemmt werden, muß sich seine Abonnentenzahl verdreifachen. Deshalb: Abonniert und werbet Abonnenten!

Der Herausgeber blickt fröhlich in die Zukunft. Sein Geleitwort zum fünfzigsten Jahrgang gibt Zeugnis davon. Die christliche Kunst ist ihm im wogenden Meer unsrer evangelisch-kirchlichen dogmatischen Kämpfe eine stille Insel der Seligen. Und zumal dem Christlichen Kunstblatt dürfen seine Freunde das Lob zollen, daß es, von der Parteien Haß und Gunst unverwirrt und unbeirrt, mannhaft eingestanden ist für das, was auch streitende Brüder zu einen vermag: für das Suchen nach der Wahrheit des künstlerischen Ausdrucks. Ueber unser Verhältnis zur christlichen Antike, zur Aesthetik, über die Mitarbeit der Künstler, der Kunstgelehrten und der Laien, über den Bau und die künstlerische Ausschmückung der Kirchen, über Christustypen und Christusmaler und so manch andern wichtigen Punkt wolle man Koch in seiner Programmrede der Januarnummer selber hören, nachdem man das oben gemeldete nobile officium erfüllt hat. R Burckhardt

---

Zur Frage des preußischen Wahlrechts

Bei der großen Bedeutung, die in unseren Tagen die Frage des Wahlrechts besitzt, und dem Eifer, mit dem sie von Berufenen und Unberufenen erörtert wird, dürfte wohl vielen Lesern dieses Blattes ein Hinweis auf einen Aufsatz erwünscht sein, den soeben in einer neuen Zeitschrift für Politik einer ihrer Herausgeber Dr. Adolf Grabowsky über „deutsche Wahlrechtsreformen“ veröffentlichte.*) Eingehend werden hier mit wissenschaftlicher Ruhe und Besonnenheit zunächst die neuerdings in Bayern, Württemberg und Sachsen unternommenen Reformen besprochen; schon aus seinen Bemerkungen über sie ergibt sich, daß auch nach seiner Ansicht das heute in Preußen geltende „Dreiklassenwahlrecht den Anforderungen nicht entspricht, die man an ein gerechtes Wahlrecht stellen muß, nämlich daß alle im Volk vorhandenen Kräfte dadurch zum Ausdruck gelangen.“ „Von der Erkenntnis der Unhaltbarkeit des Dreiklassenwahlrechts aber, so fährt Grabowsky fort, bis zu der Forderung des Reichstagswahlrechts für Preußen ist ein sehr weiter Schritt.“ Nachdrücklich spricht er sich gegen den Gedanken einer Abschaffung des Reichstagswahlrechts aus; er weist darauf hin, daß gerade die letzte Reichstagswahl gezeigt habe, wie auch bei diesem Wahlrecht wirksam die nationalen Interessen vertreten werden können; ebenso bestimmt aber betont er, daß „was Deutschland recht, das darum Preußen noch längst nicht billig“ sei, daß in unserer „Welt der Relativitäten“ auf die Verschiedenartigkeit der Verhältnisse und Aufgaben der politischen Organisationen Rücksicht genommen werden müsse, für die ein Wahlrecht festzustellen sei, daß es falsch sei, wenn man die Einführung des in Deutschland geltenden demokratischen Wahlrechts in Preußen als liberale Forderung bezeichne. Bei jeder genauen Prüfung dieser Fragen wird man auch meiner Meinung nach immer bestimmter sich davon überzeugen, daß, wie Grabowsky sagt, „nicht vorhanden ist ein absolut gutes oder absolut schlechtes Wahlrecht, wie unsere Demokraten und Reaktionäre glauben, die in diesem, wie in vielen anderen Punkten die gleichen naiven Ansichten vertreten,“ daß durchaus kein Widerspruch darin liegt, wenn

*) Unter den übrigen Beiträgen des ersten im November 1907 in Carl Heymanns Verlag in Berlin erschienenen Heftes der von Richard Schmidt und Adolf Grabowsky herausgegebenen Zeitschrift für Politik dürften unsre Leser wohl besonders der Aufsatz von Hugo Preuß über Verwaltungsreform und Politik und die Besprechung der neuesten Schriften zur polnischen Frage von Otto Hötzsch interessieren. (Jährlich 4 Hefte 16 Mk.)

man für Deutschland nicht gerüttelt sehen will an dem hier einmal geltenden Wahlrecht und doch bestimmt davor warnt, dieses Wahlrecht in deutsche Einzelstaaten oder in deutsche Städte einzuführen.

Ich bedauere lebhaft, daß bei den interessanten Verhandlungen, die auf der im Herbst in Magdeburg abgehaltenen Versammlung des Vereins für Sozialpolitik geführt sind, Niemand gegenüber den beredten Vorkämpfern einer Einführung des Reichstagswahlrechts in deutsche Städte auf den Aufsatz hingewiesen hat, in dem ein hervorragender energischer Vertreter liberaler Bestrebungen, in dem Friedrich Kapp seine eingehende Schilderung der New-Yorker Stadtverwaltung mit den Worten schloß: „Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, daß die einfache Mehrzahl aller volljährigen Männer, gleichviel auf wie tiefer Bildungs- und Gesittungsstufe sie stehen, die zur heilsamen Verwaltung des Gemeinwesens erforderliche Einsicht und Tugend besitze. Es ist also unmöglich eine ehrliche, tüchtige und sparsame Verwaltung der städtischen Angelegenheiten durch das allgemeine Wahlrecht zu erlangen." *) Auch in Deutschland scheinen mir in unseren Städten gewichtige Gründe für Einschränkung oder Abstufung des Wahlrechts und namentlich auch für eine Proportionalwahl zu sprechen, deren Durchführung in größeren Staaten mit mannigfachen Schwierigkeiten verbunden ist. Ebendeshalb ist es wohl zweifelhaft, ob und in welcher Weise eine solche für Preußen anzuraten sei; dagegen scheint auch mir wie Grabowsky zweifellos zu sein, daß hier nicht nur Beseitigung des Dreiklassenwahlsystems, sondern allgemeines Wahlrecht vom Liberalismus zu fordern ist, damit aber keineswegs das Verlangen nach gleichem Wahlrecht zusammenfällt. „Der Liberalismus," sagt Grabowsky treffend, „leugnet keineswegs die Wertunterschiede zwischen den Menschen und fordert dementsprechend mit voller Ueberzeugung eine differentielle Zulassung der Bürger zu den Staatsgeschäften. Von dem Konservativismus unterscheidet er sich fundamental darin, daß er die Staatsangehörigen wertet nach einem gegenwärtigen, nicht nach einem aus der Vergangenheit geholten Maßstab, und ferner darin, daß er allen Staatsangehörigen die Möglichkeit geben will, bei genügender Tüchtigkeit emporzuklettern und dann auch am Staatsleben größeren Anteil zu haben. Wenn allen Bürgern das Hochsteigen ermöglicht wird, so werden damit alle auf gleicher Basis behandelt; die Konsequenz ist wahlrechtlich das allgemeine Wahlrecht. Wenn aber den Wertvolleren größerer Einfluß eingeräumt wird, so ergeben sich daraus in Bezug auf das Wahlrecht Zusatzstimmen. So ist das allgemeine, doch nicht das gleiche Wahlrecht, so ist im Besonderen das Pluralsystem eine im höchsten Sinne liberale Forderung."

Gehen über diese Fragen die Meinungen weit auseinander, so dürfte Grabowsky dagegen auf allgemeine Zustimmung rechnen können, wenn er sich gegen indirekte, für direkte Wahlen erklärt. Treffend hat schon Georg Meyer ausgeführt, wie die in Preußen vorgeschriebenen indirekten Wahlen immer mehr zu einer bloßen Formalität herabgesunken sind und nur noch die Folge haben, daß das Wahlgeschäft schwerfälliger und das Interesse an den Wahlen abgeschwächt wird. Wie hier hat sich auch in anderen Punkten Grabowsky an das durch umfassende Beherrschung des Materials und Besonnenheit des Urteils zugleich ausgezeichnete Buch über das parlamentarische Wahlrecht angeschlossen, das nach Georg Meyers unerwartet frühem, für unser wissenschaftliches und unser politisches Leben gleich beklagenswertem Tode aus seinem Nachlaß 1901 herausgegeben und das mit Recht als „ein wahres Vademecum für gute nationalliberale Politik in Wahlrechtssachen" bezeichnet ist.**) Eine wesentlich andere Auffassung aber als Meyer vertritt Grabowsky hinsichtlich der Vorzüge öffentlicher oder geheimer Abstimmung. Er hebt hervor, daß während früher die allgemeine Ansicht die geheime Stimmabgabe für unmoralisch erklärt habe, man heute im Gegenteil von der Unmoralität der öffentlichen Abstimmung überzeugt sei. Meyer dagegen betont, daß die geheime Abstimmung mehr auf die schlechten als auf die guten Eigenschaften des Menschen wirke, daß sie das Volk zur Charakterlosigkeit erziehe, und findet es deshalb sehr bedauernswert, daß man 1867 nicht die öffentliche Abstimmung für die Reichstagswahlen einführte.

Um ein richtiges Urteil über diese so verschieden beantwortete Frage zu gewinnen, dürfte es sich empfehlen sich zu vergegenwärtigen, aus welchen Gründen und in welcher Weise 1849 und 1867 in Deutschland die geheime Stimmabgabe für die Reichstagswahlen beschlossen wurde. Bei den Verhandlungen des Frankfurter Parlaments wurde 1849 die Oeffentlichkeit der Abstimmung vom Verfassungsausschuß beantragt und, wie durch seinen Berichterstatter, durch Georg Waitz, so auch durch andere hervorragende Liberale, durch Friedrich von Raumer, Georg Beseler und Gabriel Rießer warm empfohlen. Ihnen erschien es „seltsam, wenn man in der Oeffentlichkeit das Heil für das gesamte Staatsleben, für die Rechtspflege, für die Regierung und Verwaltung finde, daneben aber den wichtigsten Akt des politischen Lebens, in welchem das gesamte Volk seine Macht übt, in eine Wolke hüllen wolle"; sie wiesen darauf hin, wie bedenklich es sei, wenn der Wähler nichts als Zettelträger werde, wie nötig und wichtig es sei, ihn zu „gewöhnen, der Einschüchterung zu widerstehen, möge diese Einschüchterung von oben oder unten kommen," wie durch die Oeffentlichkeit der Abstimmung die besseren und edleren Seiten in dem Charakter des deutschen Volks entwickelt würden. Trotz ihrer beredten Ausführungen aber wurde der von ihnen empfohlene Antrag abgelehnt, doch nur mit einer kleinen Mehrheit: 230 Stimmen erklärten sich für, 239 gegen ihn, und auch diesen Sieg erfochten die Demokraten nur, weil sie von den Oestreichern und Ultramontanen unterstützt wurden, die Alles taten, was geeignet schien, um dem preußischen König die Annahme der ihm vom Parlament zugedachten deutschen Kaiserkrone zu erschweren. So ist 1849 die geheime Stimmabgabe in der Verfassung durchgesetzt worden, an deren Bestimmungen über die Wahlen sich Bismarck 1867 bei seinem Entwurf für den Norddeutschen Bund anschloß; doch ließ er hier die Frage über die Form der Abstimmung offen. Erst auf Antrag eines kleinstaatlichen Abgeordneten wurde in dem konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes beschlossen, in die Verfassung die Bestimmung aufzunehmen, daß die Abstimmung eine geheime sein solle. Nachdem infolgedessen nun vierzig Jahre lang in Deutschland für den Reichstag geheime Wahlen vorgenommen sind, dürfte es schwer sein, hier eine Aenderung durchzusetzen; aber müssen wir deshalb nun auch in dem preußischen Staat die aus Frankreich importierte Heimlichkeit der Abstimmung einführen, die, wie Bismarck aussprach, „einen Charakter hat, der mit den besten Eigenschaften des germanischen Bluts im Widerspruch steht"? Wie Rudolf Gneist treffend betont hat, war gegenüber dem von der Natur hoch begünstigten, durch alle Vorzüge eines alten Kulturlandes ausgezeichneten deutschen Westen „der Osten durch seine relative Armut genötigt, die Persönlichkeit im Dienste des Staates einzusetzen, durch die persönliche Kraft und Mühewaltung zu ersetzen, was ihm an Glücksgütern zur Erleichterung und Verschönerung des Lebens versagt war. Dadurch ist der Osten wie zur persönlichen Wehrpflicht so zu einer wirklichen Selbstverwaltung gelangt, und es ist möglich, daß wir dem deutschen Gesamtstaat von dieser Seite aus einen Halt zu geben vermögen, den die konstitutionellen Theorien und ihre Selbstverwaltung bisher der Gesellschaft nicht zu geben vermochten." Ebendeshalb ist bei der preußischen Gesetzgebung stets besonders darauf zu sehen, daß durch sie das politische Verantwortlichkeitsgefühl des einzelnen Staatsbürgers gestärkt werde, und daß sich unter diesem Gesichtspunkt die Oeffentlichkeit der Abstimmung empfiehlt, ihre Heimlichkeit bedenklich erscheint, bedarf keiner weiteren Ausführung.

Gegen Treitschke, der scharf die „unvernünftige und zugleich unsittliche geheime Wahl" kritisierte, ist eingewandt worden, er habe sich doch unbedenklich als Professor an geheimen Wahlen beteiligt. Dabei aber ist nicht nur der Unterschied verkannt, der doch zwischen Wahlen zu akademischen Aemtern und solchen zu Parlamenten besteht, sondern auch übersehen, daß neuerdings gerade auch als Heilmittel gegen Mißstände an unseren Uni-

*) Kapp, Aus und über Amerika, Bd. 2, S. 38. Berlin 1876.

**) Vgl. über dieses von Jellinek in O. Haerings Verlag in Berlin 1901 veröffentlichte Buch von Georg Meyer Otto Mayer in der Historischen Zeitschrift B. 92 S. 122 ff.

versitäten die Oeffentlichkeit der Wahlen empfohlen ist. In der gleichen liberalen Zeitschrift, die eine solche Reform anregte, hat Friedrich Naumann dargelegt, wie für „alle Beteiligung am Staat und insbesondere auch für das Wählen von Abgeordneten“ ein gewisses Maß von Bildung vorausgesetzt werden müsse, „welches ohne besondere Erziehung nicht gewonnen werden kann.“ Nach diesen und ähnlichen Bemerkungen Naumanns hoffe ich auch bei ihm ein Verständnis für die Gründe zu finden, aus denen ich mich gegen sein Verlangen nach einem geheimen Wahlrecht in Preußen erklären muß. Kann man es im Ernste als eine unbillige Forderung des Staats und eine Schädigung der individuellen Entwicklung bezeichnen, wenn der Staat verlangt, daß der Wähler, dem er ein wichtiges politisches Herrschaftsrecht überträgt, nicht nur ein Alter von 25 Jahren, sondern auch soviel Mannesmut besitzt, um sich öffentlich zu dem von ihm Gewählten zu bekennen?

Unter den Gründen, die gegen die Oeffentlichkeit der Abstimmung geltend gemacht sind, verdient wohl besonders beachtet zu werden, daß bei den öffentlichen Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhaus sich eine geringere Wahlbeteiligung zeigte als bei den geheimen zum Reichstag. Freilich erklärt sich dies nun wohl mehr aus der begreiflichen Abneigung der zahlreichsten Wählerklasse gegen das in Preußen geltende Klassenrecht als aus ihrer Scheu vor der Oeffentlichkeit; doch dürfte unleugbar auch deshalb mancher Wähler dem Wahlakt fern bleiben, wenn man sich nicht zu einer Aenderung entschließt, die auch aus anderen Gründen lebhaft von sehr verschiedenen Stimmen empfohlen ist. Wie der preußische Minister Herrfurth haben auch mehrere Süddeutsche nachdrücklich die Einführung der Wahlpflicht gefordert; der ehemalige Reichstagsabgeordnete, der Badenser Franz Meyr glaubte darin das beste Mittel zur Bekämpfung der Sozialdemokratie zu sehen. Ob er sich in dieser Beziehung nicht übertriebenen Hoffnungen ergeben, darüber haben Herrfurth und noch mehr Georg Meyer Zweifel geäußert; doch meint auch Herrfurth, daß „mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit“ eine Zurückdrängung der Sozialdemokratie nach dieser Aenderung zu erwarten sei. Ich möchte nicht auf diesen kaum genau vorauszuberechnenden praktischen Erfolg, sondern auf die pädagogische Bedeutung dieser Maßregel das Hauptgewicht legen. Unzweifelhaft würde durch sie die heute in der Wissenschaft allgemein anerkannte Anschauung, daß das Wahlrecht eine öffentliche Funktion sei, gegenüber der in populären Erörterungen noch immer nicht völlig überwundenen Meinung von dem selbstverständlichen Rechte jedes Menschen zu wählen weiter verbreitet werden, und wohl entspräche es besten Traditionen Preußens, wenn der Staat, der zuerst die allgemeine Wehrpflicht und die allgemeine Schulpflicht durchsetzte, auch zuerst in Deutschland die allgemeine Wahlpflicht einführte.

Falls die preußische Regierung auf die hier angedeuteten Gedanken einginge und vorschlüge, das heute geltende Recht durch allgemeine und direkte Wahlen nach den Wünschen der Liberalen zu ersetzen, dabei aber die Oeffentlichkeit der Abstimmung zu erhalten und das Pluralsystem und die Wahlpflicht einzuführen: so könnten sich damit, glaube ich, Konservative und Liberale einverstanden erklären. Möchten jedenfalls Alle, die bei Entscheidung dieser für unsere Zukunft hochbedeutsamen Fragen mitzuwirken haben, sie in der Gesinnung prüfen, die zu betätigen einst Ludwig Häusser die deutschen Regierungen und Abgeordneten ermahnte: „frei von allen selbstsüchtigen Gedanken, frei von allem Vorurteil, frei von allen selbst liebgewonnenen Meinungen, stets nur mit dem einen Gedanken an das Wohl des großen Ganzen, dem unser erster und letzter Atemzug gehört!“

Conrad Varrentrapp

Religion und Kirche auf Island

3

Ich denke mir, daß das alte Wort: „Alle isländischen Dichter wünschen, Liljan verfaßt zu haben,“ vor allem der aufsehenerregenden Form der Dichtung zugeschrieben werden muß; denn die Isländer sind mehr als irgend ein anderes Volk für eine glänzende Kunstform empfänglich. Ihre Art der Beurteilung ist für den in diesen Artikeln hervorgehobenen Gesichtspunkt von der Religiosität auf Island mitbestimmend gewesen, und ich möchte behaupten, daß die allermeisten Isländer, wenn sie die dichterische Form des Gedichtes genügend bewundert haben, tief und leise seufzen: „Ja, das ist Religion! Könnte man sich zu solcher Erkenntnis durchringen!“

Und das trotz des Katholizismus, den das Gedicht enthält! Es ist aller Wahrscheinlichkeit nach 1340 geschrieben — also in Islands Mittelalter — und damals erfüllten römisch-katholische Vorstellungen das Land.

„Liljan“ bedeutet „die Lilie“: lilja Lilie, n der angehängte Artikel. Des Gedichts Verfasser heißt Eysteinn Asgrimsson. Er schrieb es als Augustinermönch im Thykkvaboe-Kloster auf Süd-Island. Wenn man sein Gedicht sieht, versteht man, wie sehr er seine Sprache liebte und sich in ihr tummeln konnte, und man findet natürlich, daß er gesagt haben soll: „Ich halte es für meine besondere Pflicht, den Allmächtigen in solcher Sprache zu preisen!“ Die Uebersetzung der ersten Strophe des aus hundert achtzeiligen Strophen bestehenden Gedichtes ist: „Allmächtiger Gott, der du über Engel und Völker aller Welten gebietest, der du weder Ort noch Zeit bedarfst; der du im Bereich der Liebe waltest, der du außen, innen, oben, unten und in der Mitte zugleich bist — gelobt seist du in Zeit und Ewigkeit, ein wahrer Gott in drei Kräften.“

Nach dieser Einleitung enthält das Gedicht eine hochgestimmte, phantasiereiche Ausführung der Hauptmomente der Erlösungsgeschichte, von der Schöpfung, dem Sündenfall bis zum Tage des Gerichts. Die Schilderung der Tatsachen veranlaßt beständig zu tiefen Bekenntnissen der Gottesfurcht. Das Ganze schließt mit warmen Gebeten — besonders an die Jungfrau Maria, deren Lob und Preis durch das ganze Gedicht klingt. Seine Motive sind durchgehend dem wahrhaft christlichen Grundgedanken untergeordnet; sogar die Verehrung der Maria tritt hier nicht allein poetisch und warm hervor, sondern sie ist auch frei von der Uebertreibung, der Geschmacklosigkeit und der widerlichen Süßigkeit, die man sonst so oft in Erzählungen und Gedichten „zu Ehren unserer lieben Frauen“ findet. Der Dichter zeigt seinen leidenschaftlichen, brennenden Glauben, das Vertrauen seiner starken Seele zu Gott, ohne jemals übertrieben, schwülstig oder unnatürlich zu werden, immer in außerordentlich ansprechender Form. Er schildert die einzelnen Auftritte mit einer Anschaulichkeit, die einen mächtigen Eindruck auf die Leser und Zuhörer gemacht hat und noch macht. Die besten Kenner des Nordens rühmen einstimmig Liljan. Einer von ihnen, der dänische Literat C. Rosenberg, der sich durch ein schönes, leider unvollendetes Werk „Das Geistesleben der Bewohner des Nordens“ verdient gemacht hat, sagt: „Liljan ist zweifellos das schönste religiöse Gedicht des nordischen Mittelalters, klassisch, weil es zu allen Zeiten mit Freude und Teilnahme von denen gelesen wird, die Sinn für poetische Schönheit haben, und mit Erbauung von jedem Christen, er sei Katholik oder nicht Katholik. Der Volksgeist hat hier das Reinste und Wahrste des römischen Kirchengeistes erfaßt und es auf seine Art reich und klar wiedergegeben.“

In der letzten Aeußerung hat Rosenberg einen besonders für Island charakteristischen Zustand bezeichnet; dort ist es der tiefste Zug des Volksgeistes (die früher angedeutete Unterströmung), der ohne Rücksicht auf kirchliche Formen und kirchliche Leitung seine Nahrung in den religiösen Kräften der heiligen Wahrheiten sucht und findet und diese durch den Prozeß „Würdigung“ auf seine eigene Art formt.

Ehe ich zu Islands größtem religiösen Dichter Hallgrim Pjetursson (er gehört der Zeit nach der Reformation an) übergehe, möchte ich noch den berühmten, volkstümlichen Bischof Jon Arason nennen (1521—1550), der auch ein Dichter war oder besser Bischof, Häuptling und Poet! Wie ein mächtiger Häuptling der alten Sagenzeit, so suchte auch dieser letzte katholische Bischof Islands die umsichgreifende Reformation mit Waffengewalt zu bekämpfen! Aber dieser Versuch kostete ihm das Leben, er wurde am 7. November 1550 mit zwei Söhnen enthauptet. Es gibt fünf religiöse Gedichte von Jon Arason.

Sie können sich in keiner Hinsicht Liljan an die Seite stellen, es sei denn in einer. Der gewaltige Bischof, der sich nicht von der Maria-Begeisterung ergreifen ließ und bei dem nie die Rede von irgend einer Askese war, zeigt doch deutliche Zeichen einer tiefen, echten, religiösen Unterströmung! „Zuweilen", sagt Rosenberg, „bricht sein eigenes Fühlen, seine Reue und seine Zuflucht zu Gottes Gnade im Glauben in echt evangelischen Tönen hervor; sie klingen ganz eigen aus dem Munde dieses letzten und vielleicht aufrichtigsten Helden des Papismus."

Von dem früher erwähnten Kolbein Tumason (1200 des nördlichen Islands größter Häuptling) erzählt man sich, daß er ein herrschsüchtiger, eigenwilliger Mann war. Er verlor das Leben bei einem Ueberfall auf einen Bischof. Nicht nur seine Gedichte zeugen von einer unterströmenden Religiosität: man sagt auch, daß er am Morgen seines Todestages ein herzliches Gebet zu Christus sandte (nicht zur Jungfrau Maria), und er betete nicht um Sieg in dem bevorstehenden Streite, sondern um Erbarmen und Heilung von der Qual seines Herzens. Der Verfasser „Liljans" war auch ein äußerst leidenschaftlicher und streitsüchtiger Mann. Hätte er Kolbein Tumasons Macht besessen, so hätte er sicherlich den Ruf eines gewaltigen Häuptlings gesucht und gefunden. Dennoch konnte er, wie er es auch tat, für seine Sprache schwärmen. Dennoch konnte und mußte er — auf inneren Befehl — „Liljan" schreiben! Und Jon Arason! Auch er war herrschsüchtig, eigenwillig und trotzig über alle Maßen — und dennoch auf den Knieen vor Christus so ehrlich und echt religiös.

Wenn das katholische Kirchenregiment das System der Unterdrückung und der Aussaugung, verbunden mit einer scholastisch dogmatischen Verkündigung (der scharf logische, isländische Volksverstand konnte und wollte sie nicht verstehen) weniger streng gehandhabt hätte, sondern statt dessen (und das grade auf Island) „die Finger in die Erde gesteckt hätte, zu wissen, wo sie sei", um sich darnach zu richten, dann wäre Island ein in religiöser Beziehung vorbildliches Land geworden. Dann würde die Kirche vielleicht langsam den stolzen, rechthaberischen, eigenwilligen Sinn bezwungen haben, in Demut herabzusteigen und der Großmut Platz zu machen, die Gott die Ehre gibt und ein Leben des wahrhaftigen Glaubens in der Liebe bewirkt.

Olaf Peder Monrad

Verschiedenes

Amiel und Kierkegaard. Die Freunde dieser zwei Großen unter unseren Lesern mache ich darauf aufmerksam, daß das Jahr 1907 einige wertvolle Beiträge zur Erkenntnis Amiels und Kierkegaards gebracht hat. Die Pariser Revue bleue gab Amiels Jugendbriefe an seinen Freund Jules Vuy im Sonderabdruck heraus, mit Einleitung Paul Flats, des geistvollen Auslegers Balzacs — 100 S. 2 Frcs. Etwas vollständiger erschienen diese Briefe in der Genfer Semaine littéraire 1894f. Das Heft La Religion d'Amiel von Gaston Monteil (Paris, Dujarric, 51 S. 75 Cent.) bespricht Amiels Verhältnis zur Religion in sehr anregender Weise. Die in der „Fruchtschale" 1905 erschienene Uebersetzung aus Amiels Tagebüchern von Dr. Rosa Schapire sei noch einmal dankbar erwähnt. — Ueber Kierkegaard handelt sehr eingehend und unterrichtend die schöne Schrift Kierkegaard et la certitude chrétienne (Genf, Jeheber, 168 S.). Ihr junger Verfasser ist der Neffe Garabed Thumajans und Sohn seines Retters, des Pastors Hoffmann in Genf, Raoul Hoffmann. In Dennerts „Ewigkeitsfragen" gab A. Bärthold eine Auswahl Kierkegaard'scher Gedanken (153 S. 1,90 Mk.). Die Auswahl ist so ausgezeichnet, daß sie als ein Zugang zu Kierkegaards Gesamtanschauung dienen kann. — Nochmals sei mit besonderem Danke Hermann Gottscheds Auszug aus Kierkegaards Tagebüchern von 1905 erwähnt: Buch des Richters. Jena, Diederichs. 200 S. 3, gebunden 4,50 Mk.

Hermann Oeser

Ibsen als Norweger und Europäer. Von Albert Dresdner. Jena, Eugen Diederichs 1907. 105 S. 2, gebunden 3 Mk.

Der hohe Wert dieses geistreichen, fast durchgehend mit überraschenden Pointen versehenden Büchleins soll hier nicht näher erörtert werden. (Das Essay z. B. — Kap. 8 — über Ibsens Frauen, und die Beleuchtung von Hedda Gabler ist geradezu meisterhaft!) Was mir aber am Nächsten liegt, ist das, was über das Geistesverhältnis meines berühmten Landsmannes zum Norwegentum angeführt ist. Hier hätte sich ein übrigens so reifer Schriftsteller wie Dresdner ein größeres und bedeutenderes Material verschaffen sollen. Freilich kann über norwegischen „Kritizismus" und „Moralismus" mit Recht gesprochen werden, wie auch — leider mit noch größerm Recht — über Peer-Gyntisches „Sich-selbst-genug-sein"; und es ist wahr, daß Ibsen in Manchem von diesem Kritizismus und Moralismus hemmend beeinflußt worden ist. Ruhig darf ich aber behaupten, daß die positive Eigenart des norwegischen Volksgeistes als solche durch diese Ausdrücke durchaus nicht typisch bezeichnet ist. Ohne mich in diese Frage hier näher einzulassen, darf ich nur auf einen überaus wichtigen Punkt den Finger legen: daß nämlich das norwegische Volk dem geschilderten „Moralismus" zum Trotze ein tief und echt religiöses Volk ist. Und was diese Tatsache für und in der Produktion des norwegischen Dichters bedeutet, scheint der Aufmerksamkeit des geistreichen Verfassers entgangen zu sein. Drum ist z. B. seine Anschauung von „Brand" so verblüffend nackt und arm; und von den tiefen, bedeutenden religionsphilosophischen Dichtergedanken im „Kaiser und Galiläer" schweigt der Verfasser! Hat sich hier sein scharfes Auge von der Brille des Dr. Brandes, des Christenfeindes, blenden lassen? Dadurch aber ist ein typischer Zug eben des Norwegentums Ibsens geradezu ausgewischt worden — zu großem Schaden für den interessanten Grundplan des Verfassers. Und: hier liegt eine Tatsache vor, die, wenn sie in der europäischen Gärung einmal hinlänglich zur Geltung gekommen ist und richtig beobachtet wird, erst recht eigentlich zeigen wird, wie heilig ernst sich Ibsen mit dem Probleme der Freiheit des Ichs beschäftigt hat! Die mehr und mehr hervortretende Notwendigkeit eines klaren, praktisch brauchbaren Persönlichkeitsbegriffes wird dann zu Ibsen wieder und wieder zurückführen, denn eben hier sprudelt die Quelle seines Schaffens.

Olaf Peder Monrad

Vulkanische Menschen. Roman von Dietrich Vorwerk. Mit Buchschmuck von Albrecht Biedermann. Schwerin i. M., Fr. Bahn 1908. 368 S. 4, gebunden 5 Mk.

Verlobt, entlobt, wieder verlobt — und dann verheiratet. Keine besonders neue oder tiefe, aber auch keine ganz alltägliche Auffassung der Situationen. Entschieden starke Erzählergabe. Flotte Darstellung, ohne sentimentalen Einschlag. Das Besondere des Buchs bilden die religiösen Gedanken, die Weltanschauungserörterungen, bei denen man von religiöser Tendenz reden muß. Gelegentlich wirkt diese Tendenz ziemlich stark; aber die betreffenden Partien sind doch mit einiger Reserve geschrieben und mit dem Ganzen gut in Beziehung gebracht. Auch bieten sie recht hübsche, erwägenswerte Gedanken. Die Charakterzeichnung ist leider nicht sehr viel über das Schematische hinausgekommen; der Pastor sowohl wie der Professor der Naturwissenschaft sind mehr Typen als Individualitäten. Daher ist der Eindruck des Buchs trotz der Gewandtheit des Erzählers kein einheitlich angenehmer.

Martin Schian

Die Schwester Gertrud. Roman von Charlotte Knöckel. Berlin, S. Fischer, 1907. 216 S. 2,50 gebunden 3,50 Mk.

Die Schwester Gertrud übt ihren Beruf der Krankenpflege nur, weil sie von dem Maler Karl Wetter, den sie liebt, nicht geheiratet worden ist. Der zog die rosige blonde Maria um ihres feinen Nackens und ihrer schönen Hände willen der brunetten Schönheit Gertruds vor. Nun will es das Schicksal, daß Maria bei einer Operation der „Schwester" Gertrud in die Hände fällt. Maria kommt zwar mit dem Leben davon, hat aber begründete Aussicht blödsinnig zu werden. Wie Gertrud das weiß, kämpft sie sich zu dem Entschluß durch, Maria durch eine starke Morphiumgabe zu töten. Aus Liebe natürlich zu Karl Wetter, der an der Seite einer verblödeten Frau nicht leben könnte. Sie will sich nach der Tat von der Welt zurückziehen, will auf Karl verzichten, völlig entsagen. Am Ende des Buches aber stehen wir vor der Tatsache, daß Gertrud als Erzieherin in das Haus Karl Wetters kommt und ihm, der um ihre Tat weiß, in Aussicht stellt, seine Frau zu werden, „wenn sich in dieser Zeit niemals das Bild Marias zwischen uns drängt".

Ich glaube, daß diese Besorgnis der „Schwester" Gertrud unbegründet ist.

Charlotte Knöckel hat hier eines der schwersten, ernstesten ethischen Probleme in Angriff genommen: Haben wir das Recht, einem Nebenmenschen das Leben zu nehmen, wenn es nach unserem Dafürhalten für ihn selbst wertlos, für Andere aber geradezu ein Hemmnis und eine schwere Schädigung zu werden droht? Die heutige Moral, und ihr folgend die übliche medizinische Praxis, antworten mit einem runden Nein. Wir werden der Dichterin das Recht einräumen, hinter dies Nein ein großes Fragezeichen zu setzen, und einen Fall aus dem Leben zu greifen, der beweist, daß dies absolute Nein unter Umständen die größte Grausamkeit sein kann. Es gibt sicher Fälle, wo vom Standpunkt einer höheren Sittlichkeit der gewaltsam herbeigeführte Tod für einen Leidenden und seine nächsten Angehörigen die größere Wohltat ist als ein künstlich verlängertes qualvolles oder nutzloses Leben.

Die Verbindung jedoch, in die Charlotte Knöckel dieses Problem mit dem Eifersuchtsmotiv gebracht hat, entzieht ihrem Roman nach meinem Empfinden den für eine wirklich ethische Behandlung einzig möglichen Boden.

Man wird der Dichterin einräumen, daß sie sich redlich Mühe gegeben hat, die Tat der Schwester Gertrud als eine sittliche erscheinen, sie als das Ergebnis schwersten inneren Kampfes aus ihrer Seele hervorgehen zu lassen. Allein der üble Nachgeschmack bleibt. Maria ist beseitigt, Gertrud tritt an ihre Stelle und hat ihr Ziel erreicht. Auch von ihren Voraussetzungen aus hätte die Dichterin, ähnlich wie Ibsen in Rosmersholm, wo ein ganz verwandtes Problem — nur ungleich viel tiefer — behandelt wird, zu einem tragischen Ausgang meines Erachtens kommen müssen.

Um so labyrinthische Wege des Schicksals so zu gestalten, daß ästhetisches und ethisches Empfinden im Leser zugleich erschüttert und

gereinigt aus der Lektüre hervorgehen, muß man wohl noch über andere künstlerische Kräfte verfügen als unsere Dichterin, deren respektables Können an weniger schwierigen Gegenständen gewiß Gediegenes zu leisten berufen ist. Otto Frommel

Die Tägliche Rundschau hat in Nr. 7 und 8 einen Artikel veröffentlicht: „Die Christliche Welt über Katholizismus und Ultramontanismus." Daß sie einmal mit unsrer „katholikenfreundlichen" Haltung ins Gericht gehen würde, haben wir längst erwartet und ist ihr sachliches Recht. Daß sie die Abrechnung mit uns dem Grafen Hoensbroech übertrug, hat seine zwei Seiten. Denn sofern dieser sich die Scharfmachung aller Deutschen wider den Ultramontanismus zur Lebensaufgabe gemacht hat, war er gewiß zu solcher Klage- und Anklagerede vor Andern berufen. Aber es dürfte doch heute der Kreis von Protestanten, die sich im Kampfe wider Rom seiner Führung anvertrauen, kein großer sein.

Ueber Eins bin ich ja mit dem Grafen Hoensbroech völlig Einer Meinung: daß wir Protestanten die katholische Kirche nicht genug kennen. Das ist in diesen Spalten wiederholt ausgesprochen worden. Nun könnte uns bei unserm so stark empfundenen Mangel die Hilfe des Grafen Hoensbroech höchst willkommen sein. Ein Mann, der den Katholizismus, noch dazu in der Form des Jesuitenordens, an seinem lebendigen Leibe erfahren hat, stellt sich uns als williger Zeuge zur Verfügung. Es hat wahrhaftig an Protestanten, gelehrten und ungelehrten, auch an Zeitschriften, profanen und kirchlichen, nicht gefehlt, die von dem Manne und seinem Zeugnis Gebrauch gemacht haben. Aber manches Vertrauensband, das sich einst hat knüpfen wollen, ist heute zerrissen. Doch wohl nicht, wie Graf Hoensbroech in der Täglichen Rundschau a. a. O. ausführt, wegen der „Unbelehrbarkeit der Wissenschaftler" auf unsrer Seite. Gewiß, es gibt auch Eigensinn in der protestantischen Gelehrtenzunft. Aber Unbelehrbarkeit ist im Ganzen ihr Charakter nicht. Wenn Graf Hoensbroech immer mehr das Gefühl gewinnt, daß er da tauben Ohren predige (und er sagt das in ergreifenden Worten), so wird er den Grund dafür wo anders suchen müssen. Ich sehe ihn 1. in der Leidenschaft, mit der er sein Wissen und Kennen in den Dienst einer Tendenz stellt. Leidenschaft ist wahrhaftig nichts Verächtliches, aber zum zuverlässigen Wahrheitszeugen in Tatsachenfragen, wie ihn die Wissenschaft braucht, macht sie nicht. Je leidenschaftlicher Graf Hoensbroech sich geberdet, desto vorsichtiger müssen unsre Gelehrten gegen ihn werden. Und 2. sehe ich noch mehr den Grund darin, daß Graf Hoensbroech trotz seines Uebertritts und trotz seiner ehrlichen, unermüdlichen und tapferen Feindschaft gegen Ultramontanismus und Jesuitismus die Arbeitsmethode, die Denk- und Schlußweise, die er einst in katholisch-jesuitischer Schule erlernte, noch immer nicht abgelegt hat. Das mag auch furchtbar schwer sein. Gerade eine so originelle, radikale, den ganzen Menschen umfassende Dialektik wie die jesuitische läßt wohl auch den, der das System später mit ganzer Seele haßt, nie mehr ganz los; es bleibt ihm von solcher Erziehung ein character indelebilis. Das ist ein tragisches Schicksal, dem Graf Hoensbroech damit verfallen ist. Trüge er es in der Stille, so wäre es sein Schicksal und ginge Niemanden von uns Etwas an. Aber er arbeitet öffentlich mit einem Handwerkszeug und kämpft mit Waffen, die nicht die unsern sind. Und so empfinden wir daran das uns Fremde und fühlen uns davon abgestoßen.

Dennoch wollen wir von ihm lernen und lernen von ihm. Nur als Schulmeister und Richter können wir ihn nicht brauchen. Und die Tägliche Rundschau sollte ihn auch nicht über die „Unbelehrbarkeit" unserer „Wissenschaftler" zu Gericht sitzen lassen, wenn anders wir sie in diesem Stücke ernst nehmen sollen.

Zur Sache hat der in erster Linie angegriffene D. Köhler seine Erklärung an die Tägliche Rundschau geschickt. Sollte deren Leitung den Druck ablehnen, so werden wir sie drucken. Unserseits möchten wir heute nur dies sagen:

Seit wir uns ernstlich bemühen, den römischen Katholizismus nicht nur zu bekämpfen, sondern auch zu verstehen, tasten und fragen wir mit einseitiger Vorliebe nach dem, was in ihm gemeinchristlich ist und sich nach der Luft und dem Licht unsrer heutigen Kultur streckt. Dabei können wir arg fehlgreifen. Wir können Enttäuschungen erleben. Und wie sehr die Encyklika vom 8. September uns in den Knochen liegt, werden unsre Leser daraus erkennen, daß wir ihnen das ganze lange Dokument mitsamt dem Syllabus und mit einem knappen Kommentar dazu demnächst als Beilage zur Christlichen Welt ins Haus schicken werden. Das ist längst vorbereitet, kommt vielleicht schon mit Nr. 6 zur Ausführung. Nein, lieber Herr Graf, wir sind nicht unbelehrbar, und die päpstlichen Kundgebungen vom vorigen Sommer haben uns gründlich belehrt! Dennoch verleugnen wir unser bisheriges Interesse nicht und begraben es nicht. Es ist auch keine Gefahr dabei, weder für unsern persönlichen Protestantismus noch für unsre protestantische Kirche. R

Kleine Mitteilungen. Der Artikel zum Kampf um das preußische Wahlrecht, den wir in heutiger Nummer bringen, ist nicht für die Christliche Welt geschrieben worden, sondern für eine Tageszeitung, der er nach des Verfassers wie auch nach unsrer (unmaßgeblichen) Meinung recht wohl hätte liegen müssen. Er kam zu spät in des Verfassers Hände zurück, um vor der Verhandlung im preußischen Abgeordnetenhause — 10. Januar — zu erscheinen. Wir haben unserm Marburger Historiker sofort die Christliche Welt dafür angeboten und freuen uns, sein Votum heute zu veröffentlichen. Denn die Frage, um die es sich handelt, ist nicht nur eine im engeren Sinne politische, sondern eine ganz verwickelte und darum der Klärung höchst werte ethische Frage. Sie ist denn auch durch die Reden vom 10. Januar, insbesondere durch die des Fürsten Bülow, in keiner Hinsicht erledigt. Nun kam es, indem wir den obigen Artikel ans Tageslicht brachten, gar nicht darauf an, daß er die Meinung des Herausgebers vertrat. Sondern darauf, daß er uns eine Basis weiterer Erörterung bot und uns zugleich dafür den Horizont erweiterte. Der Herausgeber wird nicht unterlassen sich an der Diskussion zu beteiligen. Fürs Erste ist es ihm genug, wenn dieser Artikel hilft, das politische Interesse, besser das politische Pflichtbewußtsein in unserm Kreise zu schärfen und zu stärken. Man darf annehmen, daß unter unsern Lesern verhältnismäßig viele unabhängige Personen sich befinden. Wir haben schon wiederholt darauf hingedeutet, daß die Zukunft unsrer inneren Politik, die Zukunft unsres Volkes wesentlich davon abhängt, daß die Staatsbürger, von denen das gilt, und deren anscheinend nicht mehr sondern weniger wird, lebhafter als bisher in das politische Treiben eingreifen. Eine ernste und ganz vornehme Gelegenheit dazu ist der Kampf um das preußische Wahlrecht. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Donnerstag 30. Januar: Das moderne Christusdrama. Siegert.

Dresden. Mittwoch 29. Januar 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Der alte und der neue Protestantismus. D. Dr. Sulze.

Görlitz. Mittwoch 29. Januar 8 Uhr Hotel zur Krone: Jesus und die Kultur. Lic. Macholz.

Halle a. S. Mittwoch 12. Februar 3 Uhr im Evangelischen Vereinshause: Welche Bedeutung hat der Katechismus für den Religions- und Konfirmanden-Unterricht?

Magdeburg. Dienstag 28. **Januar, nicht** 14. Januar 1/24 Uhr im Blauen Hecht Berliner Straße: Der christliche Gottesgedanke. Geh. Kirchenrat Professor D. Kattenbusch.

Oberschlesien. Montag 10. Februar 4 Uhr in **Kandrzin** (b. Proske): Welchen Dienst leistet uns Frenssens Heilandsbild? P. Gietner-Zülz.

Bremer Beiträge
zum Ausbau und Umbau der Kirche
Hrsgeber: Julius Burggraf
Verlag: Alfred Töpelmann, Gießen
Jährlich 4 Hefte Mk. 4.50, Einzelheft Mk. 1.50

2. Jahrg. 2. Heft. Präliminarien zum Deutschen Christus von J. Burggraf — Die Krisis im deutschen Katholizismus (I) von Prof. D. Dr. G. Runze — Monismus und Wissenschaft von Prof. Dr. W. Grosse — Religion und Fanatismus von Pastor Lic. Dr. Külmann — Der Kampf ums Ich (II) von Pastor K. Rösener — Unser antiradikales Christusproblem vom Herausgeber — Aus einem Briefe an einen radikalen Geistlichen — Unsere Stellung zum Keplerbunde — Senator Dr. Ehmck — Die Pastorenwahl an der Ansgariikirche in Bremen — Wartburgdichtungen.

Bekanntmachung

An der hiesigen St. Magni-Kirche ist zum 1. Januar 1908 die erste Predigerstelle frei geworden; zum 1. Mai 1908 wird auch voraussichtlich die zweite Predigerstelle vacant. Das Anfangsgehalt jeder Stelle beträgt Mk. 4100,— nebst freier Dienstwohnung. Das Gehalt steigt in 18 Dienstjahren bis auf Mk. 6500,—.

Der unterzeichnete Kirchenvorstand fordert Geistliche der evangelischen Landeskirchen zur Bewerbung um die erste Pfarrstelle auf; gegebenen Falles sollen die Bewerbungen auch für die zweite Pfarrstelle gelten. Die Bewerbungsgesuche sind bis zum 15. Februar 1908 an den unterzeichneten ersten Provisor zu richten.

Braunschweig, den 31. Dezember 1907.

Der Kirchen-Vorstand von St. Magni
Herm. Hauswaldt
z. Zt. Erster Provisor

Soeben sind erschienen:

Der Pfarrer u. die soziale Frage. Von Pfr. Lic. **G. Traub**-Dortmund. Kart. 2 M, geb. 2,60 M.

Die Seelsorge auf dem Dorfe. Von Pfr. **K. Hesselbacher**-Karlsruhe. Kart. 3 M, geb. 3,60 M.

(6. bezw. 7. Band der **Prakt.-theolog. Handbibliothek hrsg. von F. Niebergall.** — Ausführlicher Prospekt postfrei.)

Diese beiden Bände zeichnen sich gleicher Weise durch Sachkenntnis der Verfasser wie die Kunst der Darstellung aus.

Ferner ist soeben erschienen:

Was wir an der Bibel haben! Zehn Predigten von Pastor Lic. **E. Rolffs**-Osnabrück. Geh. 1,20 M, geb. 1,80 M.

(3. Heft der V. Reihe der **Modernen Predigtbibliothek** hrsg. von **E. Rolffs.** — Ausführlicher Prospekt postfrei.)

Ein ganz besonders „zeitgemäßes" Bändchen.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Ausschreibung

In der evangelischen Pfarrgemeinde A. B. in **Mähr.-Schönberg** gelangt die erledigte Pfarrerstelle zur Besetzung.

Die Herren Bewerber deutscher Nationalität wollen ihre Gesuche bis längstens 1. März 1908 an das Presbyterium der evangelischen Pfarrgemeinde **Mähr.-Schönberg** (Kurator **Jul. Sallmann**) einsenden, der nähere Auskunft zu erteilen bereit ist.

Soeben ist das 1. Heft des II. Jahrgangs erschienen von:

Religion und Geisteskultur

Zeitschrift für religiöse Vertiefung des modernen Geisteslebens

Herausgegeben von **Lic. Th. Steinmann**

Jährlich 4 Hefte = 1 Band, Preis 6 M; jedes Heft einzeln 2 M.

Inhalt: Christentum u. Buddhismus. Von Prof. D. **Alfr. Bertholet.** — Die Gegenwärtigkeitstendenz der lebendigen Religion u. die vergangene Offenbarung. Vom **Herausgeber.** — Glaube u. Geschichte. Von Prof. D. **E. Troeltsch.** — Der philos. Gottesbegriff des transscendentalen Idealismus. Von Prof. Dr. **W. Kinkel.** — Religion u. philos. Idealismus. Von Dir. Lic. Dr. **Paul Kalweit.** — Zarathustra-Sprüche. Von Dr. **O. Braun.** — Religion u. Naturwissenschaft. Von Dr. **Emil Ott.** — Die theosophische Gesellschaft ein gigantischer Welthumbug. Von Prof. a. D. **Carl Sellin.** — Besprechungen.

Probeheft durch alle Buchhandlungen kostenfrei.

Einbanddecke in Ganzleinen (dunkelblau mit Vorsatzpapier) zum I. Jahrgang 1 M

Der fertig gebundene I. Jahrgang kostet 7,40 M

☞ Käufer eines einzelnen Heftes können die anderen Hefte des betr. Jahrgangs gegen Zahlung von 4 Mk. durch jede Buchhandlung erwerben.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Verlag v. Gustav Fischer i. Jena

Die ererbten Anlagen und die Bemessung ihres Wertes für das politische Leben

Von

Dr. phil. Walter Haecker

Prof. am Lehrerseminar in Nagold

Preis: 5 Mark, geb. 6 Mark

Deutsche Zeitung:

Ein ganz vortreffliches Buch... Haecker gehört zu den Wenigen, die die beiden Gebiete, die sogen. Geisteswissenschaften und die Naturwissenschaften, hinreichend beherrschen, um ein maßgebendes Wort mitsprechen zu dürfen.

Kalender 1908

für Besitzer v. Wertpapieren

Praktisches Handbuch für jeden Kapitalisten!

wird gratis versandt vom

Bankhaus E. Calmann,

Hamburg

(Etabliert 1853).

Christliche Welt, gebunden 1896. 1897. 98 u. 99, 1900 u. 01, 02, 1903 ungebunden zu verkaufen.

Offerten an **P. Schmidt, Kreibau.**

Man verlange

Probenummern

der Christlichen Welt vom Verlag.

Benzingers Lichtbilder

für Gemeindeabend, Vereine, liturgischen Gottesdienst und Schule. Herausgegeben und mit erläutertem Text versehen von namhaften Autoren.

Soeben erschien:

Deutschlands afrikanische Kolonien

3 Serien Lichtbilder mit Vortragstext von **Dr. Paul Rohrbach**
1. Südwestafrika (64 B.) 2. Kamerun-Togo (71 B.) 3. Ostafrika (70 B.)

Leihgebühr pro Serie (1/2 col.) Mk. 9.— Text je Mk. 2.—

Der Name des Verfassers bürgt hinreichend für sachkundige Bilderwahl und Erklärung, dem neusten Stand entsprechend. Auf sorgfältige technische Herstellung und Kolorierung ist besonders Gewicht gelegt, sodaß die Sammlung unübertroffenes Material bietet.

Theodor Benzinger, Lichtbilderinstitut u. Verlagsbuchhandlung **Stuttgart**

Kügelgen

Jugenderinnerungen eines alten Mannes

Mit Bildern und großer Schrift

hübsch und haltbar **gebd. 1,80 Mk.** in den Buchhandlungen

Verlag: W. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München

Aufruf

Für die Weiterentwicklung der Landes- und Provinzialverbände der Evangelischen Arbeitervereine ist die Anstellung von Berufsarbeitern oder Arbeitersekretären eine unbedingte Notwendigkeit. Der Gesamtverband zählt in 520 Vereinen etwa 94 000 Mitglieder und hat seine Fahne von Memel und Flensburg bis Speyer und Freiburg i. B. aufgepflanzt. Er arbeitet an der evangelischen und christlich-nationalen Erneuerung des Arbeiterstandes, an friedlicher sozialer Reform und zielbewußtem sozialem Fortschritt. Wir bitten deshalb unsere evangelischen Mitbürger, ihm bei der Anstellung von evangelischen Arbeitersekretären mit Geld beizustehen. Jeder der Unterzeichneten, auch die Redaktion d. Bl., ist zur Entgegennahme von Beiträgen bereit, welche an den Schatzmeister des Gesamtverbandes in Frankfurt a. M., Herrn Werkführer J. Bärrn, abgeführt werden sollen.

Gott segne Geber und Gaben!

Lic. Weber, M. Gladbach, Vorsitzender des Gesamtverbandes — Arndt, Pfarrer in Volmarstein, Schriftführer des Gesamtverbandes — J. Bärrn, Werkführer in Frankfurt a. M., Schatzmeister des Gesamtverbandes der Evangelischen Arbeitervereine.

Bibliotheken

und einzelne Werke kauft

Ernst Fuhrmann, Buchhändler und Antiquar, **Berlin NW 7,** Universitäts-Straße 3B.

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 311 809 500 M. Vermögensbestand 109 043000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1906: 3 084046 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

EMS **Emser Wasser Kränchen.** EMS

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg